Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 42 Leipzig, den 13. Oktober **1892**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Erklärung — Aus der Geschichte des Apostolikums: 1. Zur Einleitung; 2. Die Entstehung des Apostolikums — Zur Verständigung — Die Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend: 3. Grundsätze der Fürsorge im allgemeinen — Aus Hamburgs schweren Tagen — Zum Wittenberger Fest — Hermann Sudermann: 1. Frau Sorge — Verschiedenes: Die Einführung der erzwungnen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen — Anzeigen

Erklärung

Die zahlreichen kirchlichen Protesterklärungen, welche die jüngst von Professor Harnack hinsichtlich des apostolischen Glaubensbekenntnisses aufgestellten Sätze hervorgerufen haben, nötigen die Unterzeichneten, in Eisenach versammelten Freunde und Mitarbeiter der „Christlichen Welt“ zu folgender Erklärung:

1. Wir denken nicht daran, der evangelischen Kirche das sog. apostolische Glaubensbekenntnis nehmen zu wollen; aber wir bestreiten, daß die Geltung dieses Symbols in der Kirche und sein kirchlicher Gebrauch Geistliche oder Laien in juridischer Weise zur Anerkennung aller seiner einzelnen Sätze verpflichte. Ein evangelischer Christ ist jeder, der im Leben und Sterben sein Vertrauen allein auf seinen Herrn Jesum Christum setzt; wir wünschen, daß anstatt unevangelischen Pochens auf einzelne Lehrsätze dieser unzweifelhafte Gedanke evangelischen Christentums offen als solcher anerkannt werde.

2. Dieser rechte evangelische Glaube selbst schließt das Recht und die Pflicht ein, die Arbeit gewissenhafter und wahrhaftiger Wissenschaft auch in der Kirche und gegenüber den Ueberlieferungen der kirchlichen Vergangenheit geltend zu machen.

3. Wir müssen es daher als eine betrübende Verwirrung der Gewissen bezeichnen, wenn z. B. in einer der öffentlichen Protesterklärungen behauptet worden ist: „daß der Sohn Gottes »empfangen ist von dem heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria«, das ist das Fundament des Christentums; es ist der Eckstein, an welchem alle Weisheit dieser Welt zerschellen wird.“ *) Weder die Schrift, noch die evangelischen Bekenntnisse haben der in den ersten Kapiteln des ersten und dritten Evangeliums enthaltenen Erzählung eine solche für den Glauben entscheidende Bedeutung gegeben. In der Heilspredigt Jesu und seiner Apostel ist kein Hinweis auf sie enthalten. Es ist daher eine Verkehrung des Glaubens und eine Verwirrung der Gewissen, wenn im Namen von Schrift und Bekenntnis eine Behauptung ausgesprochen wird, die den entgegengesetzten Schein erweckt.

Eisenach, den 5. Oktober 1892

Pfarrer D. Rade, Frankfurt a. M.
Professor D. Achelis, Marburg
Professor Lic. O. Baumgarten, Jena
Domdiakonus Bithorn, Merseburg
Professor Lic. Bornemann, Magdeburg
Pfarrer Burbach, Gotha
Pfarrer Clasen, Eichenborleben
Diakonus Clüver, Mühlhausen
Archidiakonus Lic. Drews, Dresden
Pfarrer Lic. Eck, Rumpenheim
Pfarrer Eytel, Calw
Professor D. Gottschick, Tübingen
Professor D. Grafe, Bonn
Professor Lic. Guthe, Leipzig
Professor D. Harnack, Berlin
Professor D. Herrmann, Marburg
Professor D. Kaftan, Berlin
Professor D. Kattenbusch, Gießen
Pfarrer Köster, Berel
Professor D. Krüger, Gießen
Professor D. Loofs, Halle a. S.
Professor D. K. Müller, Breslau
Konf.-R. Abt Prof. D. H. Schultz, Göttingen
Professor Lic. F. Weiß, Göttingen
Professor D. Wendt, Heidelberg

*) Die Worte „Fundament,“ „Eckstein“ und später „entscheidende“ sind auf ausdrücklichen Beschluß hin gesperrt gedruckt.

Aus der Geschichte des Apostolikums

Uebersicht: 1. Zur Einleitung; 2. Die Entstehung des Apostolikums; 3. Der geschichtliche Sinn des Apostolikums: a) der altrömischen Formel, b) der Zusätze in der jetzigen Formel; 4. Luthers Auffassung des Apostolikums.

1. Zur Einleitung

Die nachstehenden Erörterungen sind auf Veranlassung des „Falles Schrempf“ geschrieben, sie sind aber doch nur dazu bestimmt, die Frage nach dem Apostolikum auf die ihr gebührende freiere, weitere Basis zu stellen. Der Herausgeber dieser Blätter bemerkt auf S. 862 in einer Anmerkung zu dem Artikel von Hermann Schultz und in Erwiederung auf die Mitteilung eines Laien:

Es handelt sich ... von unsrer Seite wahrlich nicht um eine Herabsetzung und Verwerfung des Apostolikums. Aber die für alle geschichtlich erzognen Theologen und für viele sonstige Gemeindeglieder bestehenden Schwierigkeiten in der Aneignung des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses müssen aus dem gegebnen Anlaß freimütig erörtert werden. Je mündiger ein Laie ist, desto besser muß er das vertragen; je kirchlicher er ist, desto mehr muß er sein ganzes Interesse der Frage zuwenden. Und wenn wir die Erörterung über den Fall Schrempf für vorläufig abgeschlossen erklären: die Erörterung über das Apostolikum, seinen Ursprung und seine Geschichte, seinen Wert und Inhalt soll damit nicht abgeschnitten sein, im Gegenteil, wir werden darauf erst recht eingehen. . . .

Dieses Versprechen sollen die folgenden Artikel an ihrem Teil einlösen.

Wenn man die „Erklärungen“ in Sachen des Apostolikums, wie sie in der Chronik der christlichen Welt registrirt sind, durchsieht, so bemerkt man, wie allerseits eigentlich nur Stimmungen zum Ausdruck gebracht werden. Das ist begreiflich genug einer Formel gegenüber, deren Geschichte nur sehr wenige kennen. Aber gerade das Apostolikum kann billig und gerecht nur beurteilt werden, wenn man seinen Ursprung, seinen geschichtlichen Sinn, die Wechselfälle der Auffassung, die es erlebte, vor Augen hat. Ich sage das wider seine Verfechter und seine Gegner. Das Apostolikum ist nicht die „einfache“ Formel, als welche es auf beiden Seiten behandelt wird. Man kann gar nicht so rasch über es urteilen, wie üblich ist. Denn es ist nicht erlaubt, sich bei seinen Worten kurzerhand zu denken, was einem dabei eben zu Sinn kommt. Was es in seinem „schlichten Wortsinn“ vielen zu sagen scheint, ist zum Teil wirklich ein bloßer „Schein.“

Wie ist denn der „Wortsinn“ dieser Formel festzustellen? Indem wir Deutschen unsern deutschen Text allein überlegen? Aber man hat zu bedenken, daß dieser eine Uebersetzung ist, und daß Uebersetzungen nach dem Original kontrollirt sein wollen. Und der jetzige deutsche Text ist sogar nur eine Afterübersetzung. Er ruht auf einem lateinischen Texte, dieser aber wieder auf einem griechischen! Wer den „Wortsinn“ des Apostolikums feststellen will, wer sich bei seiner Behandlung des Apostolikums vor jeder „Umdeutung“ — „Falschmünzerei“ — schützen will, hat von dem griechischen Urtexte auszugehen. Aber dieser griechische Urtext, so gewiß er in unserm Texte noch erhalten ist, deckt sich doch nicht mehr ganz mit ihm. Der „Urtext“ hat Zusätze erhalten. Diese Zusätze sind ihm aber nicht in seiner Form als griechischer Text gemacht, sondern erst der lateinischen Uebersetzung: sie also haben an ihrer lateinischen Form den „Urtext.“ Zwischen der Zeit, wo der griechische erste Text entstand, und der Zeit, wo unser jetziger Text in seiner lateinischen Gestalt allgemeingiltig wurde (soweit er überhaupt verbreitet worden ist — er ist nie von der „gesamten Christenheit“ angenommen!), liegt eine lange Geschichte der christlichen Ideen. Jeder der „Zusätze“ hat auch wieder eine Geschichte für sich. Also es ist gar keine kurze Sache, nicht einmal um den Wortlaut, geschweige um den „Wortsinn“ des Apostolikums!

Im gegenwärtigen Jahre ist in Christiania der Theolog gestorben, der mit Recht für den gelehrtesten Kenner der Geschichte des apostolischen Symbols galt, es war der Professor an der dortigen Hochschule D. Karl Paul Caspari. Dieser Mann war von Hause aus ein Jude, als solcher geboren in Deutschland (in Dessau 1814); nach seinem Uebertritt zum christlichen Glauben war er von tiefster Ueberzeugung ein orthodoxer Lutheraner. Er hat die letzten dreißig bis vierzig Jahre seines Lebens der Forschung nach dem Ursprunge und der Entwicklung des Symbols gewidmet und ist doch nicht fertig geworden. Aber wir verdanken ihm die gesicherte Grundlage für alle weitere Arbeit und eine Menge Erkenntnisse, die da zeigen, wieviele Vorurteile über Herkunft und Sinn des Symbols unter uns verbreitet sind. Wer heute öffentlich über das Apostolikum redet, sollte mindestens die Untersuchungen Casparis kennen. Natürlich hat auch Caspari nicht alles, was er anfaßte, so erledigt, daß man nun überall im Reinen wäre. Die Theologen, die sich mit der Dogmengeschichte und der sogenannten Symbolik beschäftigen, werden erkennen, wo ich im weiteren andre Gedanken an den Tag lege, als die Caspari gehegt hat. Ich kann hier keine speziellen Beweise für meine Auffassung darbieten und kann andrerseits doch selbstverständlich nur meine Erkenntnisse aussprechen.

2. Die Entstehung des Apostolikums

In der alten Kirche war es üblich, so lange die Kindertaufe noch nicht die Regel war, den Täuflingen kurz vor der Taufe eine Formel mitzuteilen, die in der Kürze den ganzen Inhalt des christlichen Glaubens, wie man ihn verstand, umfaßte. Diese Mitteilung oder „Ueberlieferung des Symbols“ war ein hochfeierlicher Akt, sie war die letzte Einweihung in das Wesen des Christentums und der christlichen Gemeinde. Die Täuflinge hatten die ihnen „überlieferte,“ d. h. anvertraute Formel auswendig zu lernen. Bei der Taufe selbst wurden sie über ihren Glauben „befragt.“ Sie legten hier ihr „Bekenntnis“ ab, und zwar, wie es scheint, während sie im Wasser standen. Die Taufe geschah mit drei Untertauchungen; zwischen diesen wurde der Täufling gefragt, zuerst ob er an den „Vater“ glaube, sodann ob er auch an „Jesus Christus den Sohn Gottes“ glaube u. s. w. Mit einem „Ich glaube“ bekannte er sich stückweis zu der ihm überlieferten Formel, dem „Symbole,“ denn die Fragen spielten in ihrem genauern Wortlaute im besondern auf die Ausdrucksweise dieser Formel an. Am sorgfältigsten hielt man es mit ihr in Rom. Hier gab es seit alters nicht nur einen feierlichen Akt der „Ueberlieferung“ des Symbols, sondern ebenso einen besondern Akt seiner „Wiedergabe“ seitens der Täuflinge. Jeder einzelne hatte vor versammelter Gemeinde von einem erhöhten Platze

aus deutlich vernehmbar die Formel herzusagen. Dann erst wurde er zur Taufe zugelassen, um bei dieser noch einmal in der schon angegebnen Weise „befragt“ zu werden. Die Taufe war auch eine Gemeindefeier, ein Gemeindefest, und hatte nur an einem (oder bei großem Andrang von Täuflingen auch an mehreren) bestimmten Tage — im Abendlande am Oster- und Pfingsttage in der Frühe — statt. So blieb das Symbol immer im Bewußtsein der Gemeinde erhalten. Als die Kindertaufe (etwa seit dem fünften Jahrhundert) allgemein geworden war, hielt man noch meist an den sogenannten „Taufzeiten“ fest; auch die Formen der Symbol-Ueberlieferung u. s. w. blieben erhalten, nur daß jetzt der Priester oder Pate dabei statt des Täuflings fungirte. Im beginnenden Mittelalter ist die „Ueberlieferung“ des Symbols abhanden gekommen.

Die Formel, die dem Täufling mitgeteilt wurde, sollte nicht aufgeschrieben werden, sie wurde bloß mündlich erhalten. Man sollte sie keinem Ungetauften gegenüber aussprechen, nur Christen sollten sie kennen. „Symbol“ hieß die Formel, weil sie das „Erkennungszeichen“ (Symbolum) der Christen sein sollte. Der Christ sollte bei sich selbst gewiß sein, den rechten Glauben zu haben, ein „Gläubiger“ zu sein, weil er diese Formel „besitze,“ zu eigen habe. Die Christen sollten einander an dieser Formel erkennen, auf Grund ihrer etwaige Lehrstreitigkeiten erledigen. Wer sich bereit erklärte, die Formel zu „bekennen,“ sollte nicht bezweifelt werden in seinem Christenstande, ob er auch etwa in allerhand Dingen Sondermeinungen hegte.

In der Gemeinde zu Rom ist die Formel geschaffen worden, auf die unser jetziges Apostolikum zurückweist, d. h. die diesem zu Grunde liegt. Diese Gemeinde hatte nachweislich wenigstens bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts das Griechische als Kirchensprache. In ihr mag zwischen den Jahren 100 und 120 das „Symbol“ aufgestellt worden sein. Ich werde nun zunächst einmal dieses „altrömische“ Symbol mitteilen, so zwar, daß ich es aus dem Griechischen übersetze und unsern jetzigen Symboltext alsbald daneben stelle. Das altrömische Symbol hatte zwölf Artikel. Es ist wohl wahrscheinlich, daß darin die Zahl der Apostel nachgebildet und das Symbol damit als Inbegriff des „apostolischen Glaubens“ hingestellt werden sollte. Neben dem Namen: „Symbol der Apostel“ (oder kurz „der Glaube“) hat das Symbol, nicht ursprünglich, wohl aber im Mittelalter, mit Vorzug den Namen „Die zwölf Artikel“ geführt.

Das altrömische Symbol*)	Der jetzige Text**).
1. Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater.	1. Ich glaube an Gott den Vater allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde.
2. Und an Christum Jesum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn,	2. Und an Jesum Christum, seinen einigen Sohn,***) unsern Herrn;
3. der geboren wurde aus heiligem Geiste und Maria der Jungfrau,	3. der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria;
4. der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde und begraben,	4. gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben; niedergefahren zur Hölle;

*) Ich bemerke, daß ich diese Uebersetzung, soweit als thunlich, dem üblichen deutschen Wortlaute angenähert habe, indem ich in Fällen, wo die Wahl des deutschen Ausdrucks zwar nicht absolut als die richtige garantirt ist, doch aber erlaubt erscheint, eben den üblichen Ausdruck festhalte.

**) Ich nehme den Wortlaut, den man in Luthers Katechismen, wie man sie im deutschen Texte des Konkordienbuches findet, antrifft, denn dieser ist der „offizielle.“

***) Landläufig ist es geworden, den Text hier zu rezitiren als: „seinen eingeborenen Sohn.“ Sachlich ist dagegen nichts zu erinnern, wenn man eben weiß, daß „eingeboren“ soviel wie „einzig“ sein soll; es ist in diesem Sinne nur gegen den Sprachgebrauch. Ein „eingeborener Deutscher“ ist ein in Deutschland geborener Deutscher. Ein „eingeborener Sohn Gottes“ wäre zunächst ein „in Gott geborener Sohn.“ Ich glaube nicht zu irren, daß viele unter uns, zumal viele Laien den landläufigen Symbolausdruck unwillkürlich in diesem letztern Sinne verstehen. Man kehre zum offiziellen Ausdruck zurück!

Das altrömische Symbol	Der jetzige Text
5. am dritten Tage auferstand von den Toten,	5. am dritten Tage auferstanden von den Toten;
6. auffuhr gen Himmel,	6. aufgefahren gen Himmel;
7. sitzet zur Rechten des Vaters,	7. sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters;
8. von wo er im Kommen ist, um zu richten Lebendige und Tote.	8. von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.
9. Und an heiligen Geist,	9. Ich glaube an den heiligen Geist,
10. heilige Kirche,	10. eine heilige, christliche Kirche, die Gemeine der Heiligen,
11. Sündenvergebung,	11. Vergebung der Sünden,
12. Fleischesauferstehung.	12. Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.
Amen.	Amen.

Wenn die römische Gemeinde ursprünglich wahrscheinlich nur den griechischen Text hatte, so konnte es doch für die Dauer nicht ausbleiben, daß sie auch eine lateinische Uebersetzung aufstellte. Diese Uebersetzung erhielt auch offiziellen Charakter, und sie wurde nach allen Seiten in der lateinisch redenden Christenheit verbreitet. Soweit Roms Einfluß reichte, wurde sie übernommen, und um das Jahr 200 wird wohl im Abendlande das „altrömische" Symbol überall eingeführt gewesen sein. Aber nun ergab sich ein gewisser Uebelstand. Die Provinzialkirchen nahmen es mit dem Wortlaut des Symbols nicht so streng, wie die römische Gemeinde selbst. Für diese ist es bis ins Mittelalter hinein bezeugt, daß sie sowohl das griechische als das lateinische Formular, sowie es ursprünglich und offiziell festgestellt war, bis aufs Tüpfelchen festhielt: die Form war ihr so unverbrüchlich heilig, wie der Inhalt. Sie achtete darauf, daß niemand es je anders „wiedergab," als genau so, wie es seit alters „überliefert" wurde. Aber in den Provinzen war man weniger sorgsam, auch nicht so mit Pietät gegen die von Rom aus eingeführte Formel erfüllt. Man hielt sich für berechtigt, den einen oder andern Ausdruck abzuändern, hie und da den Sinn „deutlicher" zu machen. So entstand mit der Zeit eine große Fülle von Varianten zu dem Grundtexte. Man kann nicht denken, daß sich das alles nur, wie man zu sagen pflegt, „von selbst" machte. Vielmehr hat man zum Teil anzunehmen, daß Synoden sich damit beschäftigten, ob nicht irgend ein „Zusatz" am Symbol für notwendig zu erachten sei. So hat man guten Grund zu glauben, daß in Afrika auf diese Weise zuerst eine Erwähnung des „ewigen Lebens" in das Symbol eingeführt ist. Man kann beobachten, daß die verschiednen Kirchenprovinzen (wir würden heute im evangelischen Sprachgebrauch sagen: „Landeskirchen") feste Eigentümlichkeiten in ihren Abänderungen des Ausdrucks und ihren Zusätzen ausgeprägt haben. Es giebt verschiedne „Typen". Anders gestaltete sich die Formel in der Kirchenprovinz Afrika, wo Karthago die Führung hatte, anders in Spanien, anders in Gallien. Aber innerhalb der „Typen" traten mit der Zeit so manche Varianten auf, daß man zuletzt von einer Art „Verwilderung" der Symboltexte reden muß.

Was nun den Text anbelangt, der jetzt, für uns, das apostolische Symbol repräsentirt, so hat es damit folgende Bewandtnis. Er findet sich zuerst in einer Urkunde des achten Jahrhunderts. Das beweist nicht, daß er damals „entstanden" wäre, er kann füglich älter sein — nur nachzuweisen ist er nicht eher. Wirft man die Frage auf, wo er wohl entstanden sei, so ist eine absolut sichere Antwort gegenwärtig noch nicht möglich. Ganz ohne Zweifel stammt er aus einer „westeuropäischen" Kirchenprovinz, wahrscheinlich aus dem fränkischen Reiche: wie mir am ehesten scheint, aus einer der deutschen Diözesen dieses Reiches. Aber was nun das Wichtigste ist: die Formel hat keinerlei besondern Vorzug und keinerlei besondre Autorität vor vielen andern in ihrer Zeit! Sie ist eine im einzelnen vollkommen zufällig bedingte Abart. Wenn wir die altrömische Formel griechischen oder lateinischen Gepräges als die Mutter der vielen Symbole, die wir zwischen den

Jahren 200 und 900 treffen, bezeichnen müssen, so sind die Provinzialformeln unter sich gewissermaßen „Geschwister." Aber keins dieser Geschwister hat zunächst vor den andern etwas voraus. Die Autorität aller haftet immer nur an ihrer Abstammung von der einen Mutter. Man giebt nie zu, daß man der Mutter zu nahe trete; die „Zusätze" (Abstriche sind kaum irgendwo nachweisbar!) wollen immer nur angesehen sein als Erläuterungen des Sinnes der einen einzigen Formel, die als „das Symbol" galt. Trotz der mancherlei Variationen, die das altrömische Symbol thatsächlich erhielt, sprach man stets so, wie wenn es eben nur ein „Symbol" allenthalben gleicherweise gäbe.

Es ist insbesondre nichts irriger als die Vorstellung, daß unser jetziger Text eine Art äußerster Fortbildung des ursprünglichen Symbols darstelle. Man redet wohl von der Zeit, wo das Symbol in seinem jetzigen „Wortlaute" fertig geworden sei. Darin steckt die Idee, „das Symbol" sei schrittweise gewachsen, planmäßig von der Kirche erweitert und in der Form, die jetzt gilt, offiziell „abgeschlossen" worden. Das ist in keiner Weise zu belegen und für den, der die Textgeschichte der verschiednen Symbolformeln kennt, ganz unglaubhaft. Unser Text taucht als bloße, in ihren Besonderheiten als solchen für niemand eigentlich verbindliche Nebenform zu andern auf. Man darf nicht rühmen, als ob unser Apostolikum das reifste Erträgnis der Symbolgeschichte sei. Es giebt neben ihm reicher entwickelte Formen, die verschollen sind; es giebt auch vorsichtiger redigirte Formen.

Wie kommt es denn nun, daß unsre jetzige Formel alle andern, selbst die „Mutter," verdrängt hat? Die Frage ist noch nicht sicher zu beantworten. Ich habe ganz bestimmte Vermutungen darüber, wie das geschehen ist. Aber das sind Hypothesen, die ich hier nicht entwickeln will. So viel ich sehe, ist ein Zufall mit im Spiele. Im zehnten Jahrhundert, in der Zeit des tiefsten Verfalls des Papsttums und der ganzen Kirche von Rom, ist auch die altrömische Formel in Vergessenheit gekommen. Bei der Restitution der kirchlichen Verhältnisse dort, zuvörderst der kultischen, ist (hier greift der „Zufall" ein, den ich doch in gewisser Weise aufhellen zu können glaube!) die Formel, die jetzt gilt, aufgegriffen worden. Sie ist nicht „eingeführt" worden statt der alten. Von der alten wußte niemand mehr etwas. Sie ist auch nie statt der andern Formeln (statt ihrer „Geschwister") kirchenordnungsmäßig als allein- und allgemeingiltig vom Papst oder einem Konzil dekretirt worden. Aber sie ist in Rom zu Ansehen gekommen und hat sich von Rom aus, zunächst „frei," auch anderwärts ein spezifisches Ansehen erworben. Noch im spätern Mittelalter giebt es hier und da Sonderformeln. Aber die großen Scholastiker benutzen die neurömische Formel; durch die Werke dieser Theologen ist sie dann vollends alleinherrschend geworden.

Ins Morgenland ist unser Apostolikum nicht gedrungen. Die Griechen haben auf dem Konzil zu Florenz 1438 feierlich erklärt, sie kennten das „apostolische Symbol" gar nicht. Das ist richtig. Zwar hat in alter Zeit Rom auch im Orient Gemeinden dafür gewonnen gehabt, sein Symbol anzunehmen. Aber die Symbolgeschichte im Orient ist doch ganz ihre eignen Wege gegangen. Größtenteils hat man dort bis zum Ende des vierten Jahrhunderts überhaupt kein Symbol gehabt. Als man dann ein solches einführte, ist das sogenannte Nicaeno-Constantinopolitanum fixirt worden. Es ist unerlaubter Ueberschwang, wenn in vielen unsrer liturgischen Formulare die Gemeinde aufgefordert wird, „mit der gesamten Christenheit" den Glauben in den Worten des „apostolischen Symbols" zu bekennen. Geschichtlich betrachtet handelt es sich bei unserm Apostolikum um eine im Abendland im Mittelalter allgemein giltig gewordne Nebenform zu einer freilich uralten, sehr ehrwürdigen und, wie ich zeigen werde, sehr wertvollen von der Gemeinde zu Rom geschaffnen Formel, die ihrerseits auch im wesentlichen nie über das Abendland hinaus Verbreitung gefunden hatte.

F K

Zur Verständigung

Daß ein offnes Wort eine gute Statt finde, ist ein Sprichwort, dessen Bestätigung im Leben nur zu oft auf sich warten läßt. So ist es Professor Harnack mit seinem offnen Wort in Sachen des Apostolikums wieder gegangen: er mahnte ab von einem „Sturm auf das Apostolikum," wollte beschwichtigen und zur Besonnenheit rufen — heute ist in die weitesten kirchlichen Kreise die Meinung getragen, daß er im Gegenteil das Apostolikum „abschaffen" wollte und eine Aktion in diesem Sinne bereits im Gange sei.

Vielleicht wird es der Erklärung ebenso gehen, die in dieser heutigen Nummer einige Freunde und Mitarbeiter der Christlichen Welt der Oeffentlichkeit übergeben. Sie rechnet auf ein christliches Verständnis, das ist auf eine solche Aufnahme bei den Christen, die sie kennen lernen, daß sie sich wenigstens brüderlich bemühen, ihre aufrichtig fromme Absicht zu begreifen. Das sollte in der christlichen Gemeinde selbstverständlich sein, ist es aber, wie die von dem Harnackschen Artikel hervorgerufenen mancherlei Kundgebungen neuerdings zeigen, nicht. Wenn zu dieser brüderlichen Anerkennung der Absicht auch noch eine weitgehende Verständigung über die Sache hinzukäme, so wäre das freilich unvergleichlich mehr. Aber daß wir über die Sache uns auseinandersetzen, meinetwegen streiten, weil uns beiderseits das Gewissen dazu nötigt, mag Recht und Pflicht sein. Nur daß wir dabei in gleichem Eifer für die ewige Wahrheit und das ewige Heil uns als Eines Gottes Kinder erkennen!

Laien, ich weiß es, auch kirchliche Laien, religiös sehr lebhaft empfindende Laien, haben zumeist an solchen Auseinandersetzungen keine Freude. Es ist ihnen „Theologengezänk." Sie sehen mit Schmerzen, wie über der Sünde und Schwachheit, die solchen Streitigkeiten der Theologen wie allem menschlichen Treiben „immerdar anklebt," die praktische Arbeit, vor allem die so hochnötige Zusammenarbeit der verschiedenen Geister leidet. Ich verstehe dieses Urteil vollkommen und teile nur zu sehr diese Schmerzen. Aber einmal haben die Fachleute jedes Fachs ihre besondern Schwierigkeiten unter einander auszufechten, und darauf ruht zu einem guten Teil der Fortschritt in ihrem Gebiet. Zum andern müssen wir Theologen manchen Strauß unter einander austragen, um der Hauptsache im christlichen Glauben willen, um unsers christlichen Heilsgutes selbst willen, wo es dem „Laien" sich um untergeordnete Nebenpunkte zu handeln scheint. Von der Christlichen Welt wissen ihre treuen Leser, daß sie eitles Theologengezänk verabscheut und keinen Raum dafür hat in ihren Spalten; umsomehr dürfen sie aber uns zutrauen, daß wir in dem eben schwebenden Apostolikumsstreit nur darum an unserm Teil nicht einfach schweigen, weil uns durch die Art, wie unsre Gegner ihn führen, die Erkenntnis und der Besitz unsers größten Schatzes, des Heils in Christo, für viele aufrichtig darnach begehrende Herzen gefährdet scheint.

Ich will mit dieser Erläuterung niemanden verletzen. Ich will keinem unsrer Gegner absprechen, daß es ihm um das gleiche hohe Gut zu thun ist. Ja, daß es ihm darum zu thun ist, ist eben das Beste an seinem Eifer. Aber mit klaren Worten möchte ichs gern in diesen Zeilen zum Ausdruck bringen, daß wir ein höheres Interesse als das an der unverkümmerten Wahrheit des Evangeliums nicht haben. Gehen wir trotz diesem Interesse irre, so belehre man uns; durch Schelten, Verdächtigen und Maßregeln wird man uns nicht beugen.

Die Sache hat ja mancherlei Seiten. Vor allen Dingen auch ihre rechtliche, juristische. Ich lasse mich darauf jetzt nicht ein.*) Wichtiger ist mir die Sache als eine Frage des Wissens, des Glaubens und des kirchlichen Taktes.

Ob es „taktvoll" war, im gegenwärtigen Zeitpunkt das ernste und schwierige Thema auf die Tagesordnung zu setzen, mag man billig bezweifeln. Die Verantwortung dafür trägt der Pfarrer Schrempf. Wenn Professor Harnack so und der Herausgeber dieses Blattes anders auf die gegebene Thatsache eingegangen sind, so haben sie das gethan in pflichtmäßiger Ausübung ihres Berufs. Die Gegner haben davon Veranlassung genommen, nicht nur zu widersprechen, geschweige zu widerlegen, sondern einen Entrüstungssturm zu entfachen. Es ist eine Anerkennung der Bedeutung des Mannes, aber zugleich eine für den Kenner der neusten preußischen Kirchengeschichte offen bloß liegende Taktik, wenn der Angriff mit auffallender Ausschließlichkeit auf die Person Harnacks sich konzentrirt.

Es war einfach eine Forderung der Gewissenhaftigkeit, daß gleichgesinnte Männer diese Isolirung Harnacks nicht dulden konnten. Freunde und Mitarbeiter der Christlichen Welt waren die Nächstberufenen, ihre wesentliche Uebereinstimmung mit Harnack öffentlich zu bezeugen. Wir, die wir diesen Mann kennen und lieb haben, sind ja eben dadurch von vornherein in der bevorzugten Lage gewesen, sein Wort zu verstehen, wie es allein gemeint sein konnte. Denn ich gebe meinerseits zu, daß seine zweite und vierte These (vgl. Nr. 34, Sp. 768) in solchen, die ihm fremd oder mißtrauisch gegenüberstanden, die Meinung wecken konnte, als sei ihm das letzte und ideale Ziel die Beseitigung des Apostolikums aus dem kirchlichen Gebrauch überhaupt. Mir ist gleichwohl, als ich den Artikel in unser Blatt aufnahm, der Gedanke daran nicht gekommen, und ich finde, daß der Gesamtinhalt des Artikels ebenso wie einzelne Wendungen (und wäre es nur die von dem „hohen religiösen Wert" des Apostolikums) diese Auffassung untersagten. Es konnte z. B. Harnacks Meinung nicht sein, auch die Beseitigung des zweiten Hauptstücks im Lutherischen Kleinen Katechismus aus dem Unterricht irgend ins Auge zu fassen. Damit aber läßt er doch wahrlich das Apostolikum „im kirchlichen Gebrauch." Wenn er dagegen Zurückstellung des Bekenntnisses im liturgischen, gottesdienstlichen Gebrauch wünscht, so kann ihm das nicht zum Verbrechen gemacht werden, denn hierin erstrebt er nur einen in vielen Landeskirchen (z. B. der sächsischen!) ohne Anstoß vorhandenen Zustand. Zugegeben also, daß das Mißverständnis der Gegner durch die angeführten Sätze Harnacks möglich gemacht war, so ist es mir mit vielen andern nicht in den Sinn gekommen, und es wird sein Recht in der öffentlichen Diskussion verloren haben, nachdem Professor Harnack selbst den ersten Satz der Eisenacher Erklärung mit unterzeichnet hat.

Ein Ausdruck im Harnackschen Artikel hat noch besonders die Gemüter der Gegner erregt, der nämlich, daß „ein gereifter, an dem Verständnis des Evangeliums und an der Kirchengeschichte gebildeter Christ Anstoß an mehreren Sätzen des Apostolikums nehmen müsse." Daß hier das Wort „müssen" aber nicht im Sinne einer moralischen, für jeden Gebildeten giltigen Notwendigkeit gemeint ist, sondern nur die Thatsache scharf ausdrücken soll, daß gründliche, insbesondre kirchengeschichtliche Bildung solchen Anstoß zur unvermeidlichen Folge zu haben pflege, das darf ich wohl hier, wenn auch ohne seinen besondern Auftrag, aber in seinem Sinne öffentlich erklären.

Immerhin konnte es sich für uns selbstverständlich nicht darum handeln, jede Aeußerung und Wendung Harnacks zu vertreten, sondern nur darum, für den sachlichen Inhalt und die wahre Absicht seiner Meinung einzutreten. In diesem Sinne hat der Kreis von Theologen, der sich auf Harnacks und meine Einladung in Eisenach zusammenfand, sich zu der oben mitgeteilten Erklärung geeinigt.

Die Worte, mit denen ich hier diese Veröffentlichung begleite, habe allein ich persönlich zu verantworten. Ich gehe auf die Sache auch insofern nicht ein, als sie eine Sache des Wissens und der geschichtlichen Bildung ist. Professor Kattenbusch in Gießen beginnt eben in diesem Sinne das Apostolikum in der heutigen Nummer für unsre Leser zu erörtern. Außerdem hat Professor Harnack sich ausführlich darüber geäußert in seiner eben erschienenen Schrift: „Das apostolische Glaubensbekenntnis. Ein geschichtlicher Bericht nebst einem Nachwort." (Berlin, A. Haack. 41 S.)

Ich möchte nur unser Glaubensinteresse bei dem Streit deutlich zu machen versuchen. Und zwar an dem heikelsten Punkt, an dem auch unsre Eisenacher Erklärung nicht vorübergehen konnte. Nicht an den Worten: „Auferstehung des Fleisches" (von denen auch die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung schreiben

*) Ueber „Grenzen der Lehrfreiheit," die wahrlich auch wir kennen, handeln wir demnächst besonders.

kann, es wüßte jedermann, daß damit nur „Auferstehung des Leibes" gemeint sei — eine „Umdeutung" jedenfalls so gut, wie irgend eine andre) oder: „Niedergefahren zur Hölle" (vgl. darüber den Aufsatz in Nr. 27, Jahrg. 1889 d. Bl.), sondern: „Empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria."

Es fällt uns nicht ein, irgend jemanden, der in dieser Formel eine wertvolle christliche Erkenntnis zu besitzen überzeugt ist, darin irre machen zu wollen oder den Stand seines Christentums darum etwa geringer zu schätzen. Wir wissen sehr gut, wie viel gläubiges Empfinden man in diesen Gedanken hineinlegen kann, wie viel die christliche Dichtung und die erbauliche Rede ebenso wie die Einfalt frommer Glaubensvorstellung hineingelegt hat. Eine Fülle von Lutherworten liegt mir im Sinn, indem ich dies schreibe. Und gleichwohl hat der Satz für uns keine zentrale Bedeutung, will sagen: es steht und fällt mit ihm das Evangelium nicht; und wo man öffentlich nicht Anstand nimmt, das Gegenteil zu behaupten, wird es Pflicht, für die Reinheit des Evangeliums mit seinem Bekenntnis einzutreten.

Und zwar ist unsre Meinung, daß auch solche, die von der Richtigkeit der Jungfrauengeburt aus geschichtlichen, dogmatischen, philosophischen, mystischen Gründen überzeugt sind, aus ihrem Glauben heraus unsern Standpunkt verstehen, ja teilen sollten. Ob Jesus von Maria der Jungfrau geboren sei oder nicht, diese Frage interessirt uns viel weniger, als die Sorge, daß man eine bestimmte Ansicht von der Art der Menschwerdung Jesu nicht zum Grunde unsers Heils mache. Denn unsre Gedanken über diesen Punkt dürfen aus einander gehen; wir dürfen da mit unsrer Erkenntnis irren; Grund unsers Heils aber giebt es nur einen, und wer den nicht hat, wer darauf nicht steht, der ist kein Christ, ist der Erlösung durch Christus noch nicht teilhaftig geworden.

Der alleinige Grund unsers Heils ist Jesus Christus, gleichviel wie er geboren wurde, ist seine heilige Person. Wer an ihn glaubt, wird selig, ist ein Gotteskind, empfängt den heiligen Geist. Und dieser Geist wird uns nun zwar in alle Wahrheit führen, d. h. er wird uns über alles, was uns zu unserm Heil zu wissen not thut, täglich und reichlich unterweisen; aber er wird nicht hindern, daß die neuen Erkenntnisse, die unsre christliche Erfahrung uns vermittelt, in mancherlei Verbindung treten mit unserm irdischen Wissen, das seinerseits sehr vollkommen oder sehr unvollkommen, falsch oder richtig sein kann. So kommts, daß unsre Glaubensaussagen, je mehr sie sich von dem Zentrum, der Person Christi, entfernen, umso mehr in Gefahr sind zu irren. Und dieser Gefahr haben die Christen aller Zeiten unterstanden, auch die der ersten Jahrhunderte, auch die, die bewußt oder unbewußt an der Formulirung des Apostolikums oder irgend eines andern Bekenntnisses mitgearbeitet haben.

Nun ist Thatsache, daß die Erzählung von der Jungfrauengeburt im Evangelium des Matthäus und minder genau auch in dem des Lukas sich findet, daß also schon in der ältesten Christenheit diese Meinung von der Art der Menschwerdung Jesu vorhanden gewesen ist. Aber ebenso ist Thatsache, daß Jesus selbst nie das Bedürfnis gefühlt hat, seine Jünger über dieses wunderbare Vorkommnis zu unterrichten. Vielmehr fällt es auf, daß er sich seiner Mutter gegenüber, die ebenso wie seine Geschwister eine Zeitlang an seine Sendung nicht glaubte (Mark. 3, 31 ff.), darauf zu seiner Legitimation als Gottessohn nicht berufen hat. Ferner ist Thatsache, daß keiner der Apostel, weder Paulus, noch Petrus, noch Johannes, irgendwo und -wie in ihrer Predigt dieses Punktes gedenken, geschweige ihn als einen für den Glauben wichtigen, unumgänglichen, entscheidenden hinstellen. Im Gegenteil scheint das Wort des Paulus Röm. 1, 3 seine natürliche Deutung darin zu finden, daß Paulus von einer Jungfrauengeburt nichts wußte. Wenn man aber gleichwohl bald in der christlichen Gemeinde zu diesem Gedanken kam, so zeigt der Brief an die Hebräer, daß man ebenso gewillt war, Jesu nicht nur den menschlichen Vater, sondern auch die menschliche Mutter und überhaupt jede menschliche Herkunft abzusprechen: Hebr. 7, 3.

Steht es in der heiligen Schrift um diesen Punkt so, und haben wir eben nach den Bekenntnissen unsrer evangelischen Kirchen unsern Glauben allein aus der Schrift zu schöpfen, so ist es unrecht, ein noch so ehrwürdiges Stück der Ueberlieferung zum entscheidenden Inhalt des Christenglaubens zu machen. Es ist eben nicht der Inhalt der zentralen Heilspredigt im Neuen Testament, sondern das ist Jesus Christus, der für uns gekreuzigte und auferstandene Heiland. Wird irgend etwas andres als dies öffentlich als der Kardinalpunkt des Evangeliums bezeichnet, so ist das eine Gefährdung vieler Christen in ihrer Seligkeit. Denn die Beugung und Sinnesänderung, die unser Herr Christus von den Seinen verlangt, ist etwas ganz andres als die Unterwerfung unter irgend einen noch so ehrwürdigen Lehrsatz der kirchlichen Ueberlieferung.

Was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde. Unter dieses Wort stellen wir uns auch mit unsrer Eisenacher Erklärung. Nicht die seligmachende Wahrheit zu entleeren, sondern sie zu behaupten haben wir geredet. Oft ist in diesen Tagen die Behauptung von den „Alten" und von den „Jungen" öffentlich wiederholt worden. Es ist natürlich, daß es den Alten schwerer wird, die Jungen zu verstehen, als umgekehrt. Wir verstehen die Alten sehr wohl. Aber jene verkennen, daß wir auch den Glauben haben, und daß es eben der Glaube ist, der unsre Haltung diktirt. Auch den schlichten Gemeindegliedern die ganze Stärke unsrer Position mit kurzen Worten klar zu machen ist schwer; zumal wo verkehrter Eifer ihnen unsre Worte mißdeutet, mag unsre Haltung wohl dazu dienen, sie zu beunruhigen. Was kann man thun? Man kann es nur umso lauter immer wieder bezeugen: wir glauben durch die Gnade unsers Herrn Jesus Christus selig zu werden — und um diesen Glauben uns und unsern evangelischen Brüdern rein und unvermischt zu erhalten, darum vornehmlich streiten wir.

Nochmals, wir sagen nicht, es sei unchristlich, die Jungfrauengeburt für wahr zu halten. Wir protestiren vielmehr dagegen, daß man dieses Dogma und seine Annahme zum Fundamente unsers Heils machen will, denn damit setzt man an Stelle des Herrn Christus, an den glauben selig macht, eine Meinung von der Art seiner Geburt. Das ist unerträglich in der evangelischen Kirche, das heißt auch solchen, die den seligmachenden Glauben haben, das Himmelreich zuschließen. In diesem Sinne müßten selbst solche, die durch geschichtliche oder dogmatische Erwägungen zu der Ueberzeugung von der Richtigkeit des Satzes von der Jungfrauengeburt gekommen sind, dem positiven Sinn unsrer Erklärung durch ihre Zustimmung Gewicht schaffen helfen.*)

Ich habe oben beiläufig erwähnt, wie oft und gern Luthers Glaubensgedanken gerade bei der Jungfrauengeburt verweilt haben. Aber gerade Luther hat sehr wohl das Verständnis dafür gehabt, wo die Hauptsache zu finden ist, auf die es für Zeit und Ewigkeit ankommt. In einer seiner Vorreden zum Neuen Testament schreibt er: „Summa, Sankt Johannis Evangelium und seine erste Epistel, Sankt Pauli Episteln, sonderlich die zu den Römern, Galatern, Ephesern, und Sankt Peters erste Epistel, das sind die Bücher, die dir Christum zeigen und alles lehren, das dir zu wissen not und selig ist, ob du schon kein andres Buch noch Lehre siehst noch hörest." Von dem genannten Lehrsatz wissen jene neutestamentlichen Schriften offenbar nichts. Nun, das in jenen Worten Luthers vorhandne Verständnis für das, worauf es im Christenglauben ankommt, wollen wir der evangelischen Kirche nicht rauben lassen.

R

*) Wir verzichten darauf, für unsre Erklärung weitere Unterschriften zu sammeln. Solche Demonstrationen entsprechen zu wenig unsrer Art. Fühlt aber jemand das Bedürfnis, uns seiner Zustimmung zu versichern, so werde ich jede derartige Erklärung dankbar annehmen. Man kann ja auch nicht wissen, ob der fernere Gang der Dinge uns nicht noch nötigt, uns an einen weitern Kreis zu wenden. Zunächst wollen wir abwarten, ob unser Wort nicht zur Verständigung hilft. — Um der Erklärung willen ist diese Nummer in größerer Auflage gedruckt; wer davon Gebrauch machen will, kann unentgeltlich beliebig viele Exemplare von der Verlagshandlung beziehen.

Die Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend

3. Grundsätze der Fürsorge im allgemeinen

Bei der Krisis, in der unsre Kirche sich gegenwärtig befindet, kommt es ja schließlich auf die Frage hinaus, ob unsre Kirche auch ferner noch in der Gestalt der Landeskirche und der Volkskirche, in der sie bisher ihr Dasein geführt hat, erhalten werden könne. Wer vermöchte zu sagen, was Gottes Gedanken damit sind? Aber wer vermöchte auch die Verantwortung auf sich zu nehmen, irgend etwas zu thun, was nach der einen oder andern Seite hin den Ausschlag geben könnte? Wer sein Volk lieb hat, wen es erbarmt der Schäflein, die zu Grunde gehen müßten ohne einen Hirten, ohne heilsame Zucht und Pflege, möchte der ohne die bitterste Not, ohne daß es sichtbar Gottes gewiesene Wege wären, einen Schritt unternehmen, der dazu führen müßte, unsre Kirche ihrer immerhin noch festen und bedeutsamen sozialen Stellung und der ihr so nötigen materiellen Grundlagen zu berauben und großen Massen unsers Volkes wirklich den Lebenszusammenhang mit der Kirche abzuschneiden? Uns, den Gliedern und Dienern der Volkskirche, klingt vor allem immer wieder im Herzen das Wort: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen." Wir kennen ja auch das andre: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Aber wir sind es nicht, die Beruf und Fähigkeit empfangen haben, auszuwählen oder auch nur dazu zu treiben. Uns ist das Amt gegeben zu rufen, einzuladen und zu pflegen. Da ist es uns doch immer wieder eine Herzensfreude, daß wir noch ein Recht haben auf alle Glieder unsrer Gemeinde, daß im wesentlichen noch alle Kinder zur heiligen Taufe gebracht werden, daß alle unter den Einfluß des Religionsunterrichts kommen, alle konfirmirt werden. Und damit ist uns denn auch Recht und Pflicht gegeben, uns um alle zu bemühen, unsern Konfirmirten allen nachzugehen und uns ihrer anzunehmen, so lange sie sich uns nicht wirklich böswillig entziehen.

Dann ist aber die weitere Folgerung, daß wir uns nicht bloß die geistliche Pflege der einzelnen angelegen sein lassen — das wäre mehr die Art der Missionsarbeit —, sondern daß unsre eigentliche Aufgabe die Sammlung ist, unser letztes Ziel die Erbauung der Gemeinde als solcher, die Weckung des Gemeinschaftsgefühls, die Pflege der Gemeinschaft des Glaubens.

Gegenwärtig droht unser Gemeindeleben auseinander zu fallen, weil es nicht genügend von innen heraus begründet war durch die Gemeinschaft des Geistes, sondern mehr äußerlich zusammengehalten durch Sitte und Gewohnheit und obrigkeitliche Anordnung. Wir werden zu einem wirklichen Gemeindeleben, zu einem kirchlichen Gemeinsinn auch nicht anders kommen, als daß durch eine neue Geistesbewegung eine wirkliche Gemeinschaft des Geistes, eine Gemeinschaft des Glaubens, eine neue Macht der Bruderliebe zum Leben erweckt werde. Aber wir werden dies Ziel doch fördern können, wenn wir diese Gemeinschaft des Glaubens mehr in den Mittelpunkt unsrer Gedanken, unsrer Hoffnungen, unsrer Bestrebungen und unsrer Verkündigung rücken lassen. Und warum sollten wir nicht auch, was noch an Glaube und Liebe in unsern Gemeinden vorhanden ist — und ich halte mit Gebhardt dafür, daß dessen viel mehr ist, als jetzt äußerlich erscheint —, zu wirklicher Gemeinschaft des Austauschs und der Arbeit sammeln? Das alles kann ja nicht von außen nach innen gemacht werden, sondern muß von innen nach außen wachsen. Aber unsre Gemeindeglieder sind doch Gott Lob keine Heiden. Wir dürfen doch bei vielen noch auf etwas rechnen, was in ihnen lebt. Daran dürfen wir anknüpfen mit allerlei Veranstaltungen, die dazu dienen, das Bewußtsein zu wecken, daß unsre Gemeindeglieder doch wirklich etwas mehr gemein haben, als die materiellen Interessen, die dazu vielfach mehr trennen als einen, daß die Pflege dieser Gemeinschaft eine Quelle des Segens, der Freude und des Trostes ist. Und warum sollte nicht auch die Frucht daraus erwachsen, daß die, die so ihrer Zusammengehörigkeit inne werden, auch das Gefühl ihrer Verantwortung für einander stärker empfinden und sich zu einem Bunde zu Schutz und Trutz wider die verführerischen Mächte der Welt im Herzen und um uns her zusammenschließen? Ich will auf diese Sache hier nicht weiter eingehen, auf alles das, was heutigen Tages zur Sammlung der Gemeinde, zur Weckung des Gemeinschaftsgefühls versucht wird durch Gemeindeversammlungen, Besprechungen über religiöse, kirchliche und sonstige Gemeindeangelegenheiten, durch Familienabende u. dergl. Nur zweierlei möchte ich betonen.

Die Aufgabe bei alle dem kann doch immer wieder nur die sein, die Gemeindeglieder zur rechten Erkenntnis ihrer Bedürfnisse, zur rechten Klarheit über sich selbst, über ihr ewiges Heil und dadurch zum innerlichen Zusammenschluß zu bringen. Es kann sich also — das sei zur Beruhigung „sorgenvoller" Geister gesagt — nicht um ein unruhiges, vielgeschäftiges Treiben handeln, was neben oder gar an die Stelle der Verkündigung des Gotteswortes tritt, sondern teils um pädagogische Mittel und Veranstaltungen, welche Hindernisse, die für die Verbreitung des erziehlichen Einflusses des Gotteswortes bestehen, hinwegräumen oder Gelegenheiten dazu schaffen sollen, teils um Organisationen zur praktischen Bethätigung der christlichen Gemeinschaft.

Und zum andern steht es mir fest, daß alle Bemühungen für unsre konfirmirte Jugend nur in dem Maße Erfolg haben werden, als es gelingen wird, ein solches kirchliches Gemeingefühl wenigstens bei einem Teil unsrer Gemeindeglieder zu wecken. Denn allein für sich vermag der Pfarrer nur sehr wenig für die Bewahrung der Konfirmirten zu thun. Dem Geist des Elternhauses, dem Geist der weltlichen Gemeinschaften und Gesellschaften gegenüber ist sein Wort und Beispiel nahezu machtlos. Es ist wie der Same, den die Vögel aufpicken. Auch wenn man zu dem Pfarrer persönlich ein gutes Zutrauen hat, ist man doch nur zu sehr geneigt zu denken, es sei eben mit dem Pfarrer eine aparte Sache. So zu denken, zu handeln, solchen Brauch zu üben, gehöre nun einmal zu seinem Amt. Wie schwer wird es doch, selbst die eignen Kinder, die in christlichem Hausbrauch aufgewachsen sind, vor innerer Verwirrung zu schützen, wenn sie in den meisten Häusern, in denen sie verkehren, auch in guten und ehrbaren, nichts davon finden, kein Tischgebet, keine Hausandacht u. dergl.! Nein, wenn des Pfarrers Wort wirken, sein Beispiel Einfluß gewinnen soll, so müssen ihm aus der Gemeinde selbst Genossen und Gehilfen erwachsen, dann muß von einfachen Gemeindegliedern der gleiche Geist und das gleiche Beispiel ausgehen. Mögen dazu gegenwärtig, in unsern Landgemeinden zumal, die Aussichten noch so gering sein, wir dürfen das Ziel nicht aus dem Auge verlieren, wir müssen uns diese Aufgabe immer wieder von neuem stellen. Alle Gleichgiltigkeit, alle Stumpfheit, alle Feigheit und Menschenfurcht, mit denen wir zu kämpfen haben, dürfen uns nicht abhalten, auf das Ziel eines lebendigen kirchlichen Gemeinsinns und treuer kirchlicher Mitarbeit der Gemeindeglieder mit festem Sinn hinzusteuern.

Wir sind damit vor allem an unsre kirchlichen Gemeindeorgane, zunächst also unsre Kirchenvorstände gewiesen. Werden sie auch nicht immer die geistlich lebendigsten und zugänglichsten Gemeindeglieder sein, so haben wir bei ihnen doch die Anknüpfung an ihre gelobte Amtspflicht. Und die Zeit ist ja doch wohl an den meisten Orten bei uns überwunden, da man die Kirchenvorsteher vorwiegend aus dem Gesichtspunkte wählte, daß sie dem Pfarrer Opposition machen sollten. Auf guten, wenn auch vielleicht manchmal recht schwachen Willen werden wir in den meisten Fällen rechnen dürfen. In nicht wenigen der Antworten, die ich auf meine Umfrage erhalten habe, ist freilich der Bescheid über die Willigkeit und Fähigkeit der Kirchenvorstände zur Mitarbeit, zunächst bei der Katechismuslehre, sehr wenig günstig ausgefallen. Von manchen Seiten ist das beklagt worden, von andern wurde geradezu das Bedürfnis in Abrede gestellt. Das Letztere kann ich in unsrer gegenwärtigen Lage nicht verstehen. Ich kann es begreifen, wenn man sagt: die Leute sind nicht zu haben, es ist nichts mit ihnen anzufangen, und wenn man schließlich darauf verzichtet, sie dafür zu gewinnen. Immerhin ist das ein Notstand, und wo

er eintritt, kann der Pfarrer sich etwa in der Lage eines Missionars fühlen. Aber daß man den Mut hat, unsern zerfahrenen kirchlichen Verhältnissen lediglich mit unserm pastoralen Thun begegnen zu wollen, daß man es nicht erkennt, wie es heute eine Hauptaufgabe ist, arbeitende Gemeinden zu erziehen, ist mir nicht recht faßlich. Wir werden vor allem wenig Hoffnung für die Bewahrung unsrer Jugend haben, wenn diese nicht das Gefühl bekommt, daß hinter dem Pfarrer die Gemeinde oder doch wenigstens der Kirchenvorstand steht. G Schl

Aus Hamburgs schweren Tagen

Schon wiederholt ist in den Spalten der Christlichen Welt auf den furchtbaren Feind des Menschengeschlechts hingewiesen, der in der zweiten Stadt des deutschen Reiches seinen verderbenbringenden Einzug gehalten hat und noch immer unheildrohend an den Thoren unsers übrigen Vaterlandes steht. Ließen die kurzen Mitteilungen, daß die Generalversammlungen des Gustav-Adolf-Vereins und des Evangelischen Bundes sowie der Kongreß für innere Mission der Choleragefahr wegen abgesagt seien, den Ernst der Lage erkennen, in der wir uns befinden, so haben die letzten Nummern in den herrlichen Worten Luthers über das Verhalten des Christen gegenüber dem „Sterben" einen wenn auch alten, so doch noch immer frisch sprudelnden Quell des Trostes uns erschlossen.

Unter diesen Umständen möge es denn einem, der in der so furchtbar heimgesuchten Stadt die schwere Zeit von Anfang an durchlebt hat, vergönnt sein, in diesen Blättern das Wort zu nehmen und auf die Erscheinungen des sittlichen und religiösen Lebens hinzuweisen, die in Hamburgs schweren Tagen hervorgetreten sind. Muß es doch für die Kenntnis und Beurteilung der in unserm Volksleben wirkenden Kräfte von hoher Bedeutung sein, zu sehen, wie in Zeiten schwerster Not manches an die Oberfläche kommt, was für gewöhnlich mehr oder weniger übersehen und verkannt in verborgnen Gründen schlummert!

Als die ersten unheimlichen Gerüchte, immer bestimmter auftretend, durch die Gewalt der Thatsachen und das Eingeständnis der Behörden ihre Bestätigung erfahren hatten, als in den letzten Tagen des August die Seuche zu einer furchtbaren Macht angewachsen war, als man aus allen Straßen die Kranken und die Toten herausholen und die leichtkenntlichen Cholerawagen in rascher Folge den beiden großen Krankenhäusern zueilen sah, als man sich erzählte, es seien an einem Tage auf dem Ohlsdorfer Friedhofe über fünfhundert Leichen beerdigt, da war es gewiß nicht zu vermeiden, daß das öffentliche Leben unter dem Zeichen des Schreckens stand und das Gefühl der Furcht bei manchem alles andre zurückzudrängen schien. Zu tausenden verließen die Wohlhabenden die gefährdete Stadt, um sich und die Ihrigen anderswo in Sicherheit zu bringen. Es mag da mancher geflohen sein, den ein etwas regeres Pflichtbewußtsein und etwas mehr Rücksicht auf die Not des Nächsten hätte an die Vaterstadt fesseln sollen. Doch wird das Fliehen vor der Seuche mit Luther nicht in jedem Falle zu verurteilen sein. Bei den großen Pestepidemien früherer Jahrhunderte hat es jedenfalls in noch größerm Umfange stattgefunden. Dies wird man im Auge behalten und dabei bedenken müssen, wie sehr die bequeme Reisegelegenheit, die moderne Reiselust und die zur Zeit des Ausbruchs der Krankheit noch überall offen stehenden Sommerfrischen zu solcher Flucht ermuntern mußten, um auch über die vor der Cholera flüchtenden Hamburger kein allzu hartes Urteil zu fällen.

Immerhin ist zuzugeben, daß diese Erscheinung einer massenhaften Flucht vor der Gefahr gerade in den bevorzugten und gebildeten Klassen der Bevölkerung diesen nicht zur besondern Ehre gereicht. Um so erfreulicher und erhebender war es demgegenüber zu sehen, wie unter den Zurückgebliebnen mit den gewaltigen Anforderungen jener Tage auch die sittlichen Kräfte wuchsen, wie namentlich das Bewußtsein der Berufspflicht oft unerhörte Anstrengungen willig ertragen ließ. Wie mancher Arzt, der wochenlang nach der großen Arbeitslast und den erschütternden Eindrücken des Tages die ihm so dringend erforderliche Nachtruhe nicht fand, sondern mehrfach seinen Schlaf unterbrechen mußte, weil neue Erkrankungsfälle ihn riefen! Es gereicht dem ärztlichen Stande zur Ehre, daß seine Glieder sich dem nicht entzogen, sondern, soweit sie beim Auftreten der Seuche auf Reisen begriffen waren, alsbald zurückkehrten, um auf dem Posten zu stehen. Aber nicht nur die Aerzte, auch die Krankenwärter und Diakonissen, die Mitglieder der mit dem Transport der Erkrankten und in den Häusern Verstorbnen beauftragten Sanitätskolonnen und deren freiwillige Führer, Hamburger Volksschullehrer, die Angestellten der Leichenhäuser und die Beamten des Friedhofs hatten ungeheuern Anforderungen zu genügen. Nicht wenige sind infolge übermäßiger Anstrengung erkrankt, andre selbst von der Cholera ergriffen worden und in ihrem Berufe den Heldentod gestorben. Das war das Schöne in jenen Tagen, daß man überall sah, wie mit der Treue im Beruf ein heroischer Mut sich verband. Es war wie auf einem Schlachtfelde, nur daß man den Feind nicht deutlich vor sich sah, sondern mit einem unsichtbaren, allgegenwärtigen Gegner kämpfte, einem Gegner, vor dem man nirgends sicher war, und von dem man keinen Augenblick wußte, ob man von seiner todbringenden Waffe nicht bereits getroffen sei. Die Worte des Psalmisten von der Pestilenz, die im Finstern schleicht, von der Seuche, die am Mittag verderbet, von dem Grauen des Nachts und den Pfeilen, die des Tages fliegen, erhielten eine furchtbare Illustration, als man in den statistischen Berichten über die Zahl der Erkrankten und Verstorbnen täglich höhere Ziffern las, aus der nächsten Nachbarschaft die unglücklichen Opfer abgeholt werden sah und selbst in der Stille der Nacht die unheimlichen Wagen rollen hörte, die entweder die frischen Fälle ins Krankenhaus oder die Leichen zum Friedhofe brachten.

Dennoch haben weder die Behörden noch die Bevölkerung den Kopf verloren. Bei dem Ausbruch der Epidemie war das große Eppendorfer Krankenhaus mit anderweitig Erkrankten ziemlich stark belegt: trotzdem wurde es möglich gemacht, durch schleunige Räumung in wenig Tagen die weitaus meisten der 55 Pavillons ausschließlich mit Cholerakranken zu belegen, allen Neuankommenden Aufnahme zu gewähren und durch Heranziehen auswärtiger Aerzte und freiwilligen Pflegepersonals (Brüder des Rauhen Hauses, Mitglieder der Jünglingsvereine ꝛc.) allen das Nötige zu teil werden zu lassen. Die in den Zeitungen hie und da verbreiteten Behauptungen, es sei in den Krankenhäusern alles drunter und drüber gegangen, es hätten die Leichen auf den Straßen gelegen und seien zum Teil ohne Särge begraben u. s. w., beruhen, wie ich aus eigner Anschauung bezeugen kann, auf Unwahrheit. Wohl war es in jenen traurigen letzten Tagen des August nicht möglich, jeden Kranken und Verstorbnen zu registriren; dazu war die Zahl der Neuaufgenommnen, oft schon nach kurzer Frist Sterbenden eine zu große, manche kamen auch in einem solchen Zustande an, daß man sie nicht mehr vernehmen konnte, und so mag denn mehr als einer, ohne daß man seinen Namen, Stand und Herkunft wußte, aufgenommen und bestattet sein: aber es ist doch möglich gewesen, jedem ein Bett anzuweisen und sofortige ärztliche Hilfe zu teil werden zu lassen. Da ist denn in aller Verborgenheit manche That selbstverleugnender Liebe, manche That aufopfernden Mannesmutes geschehen. Da war keine schwächliche Resignation, kein lähmender Fatalismus, keine kopflose Panik, da war überall zu erkennen ein tapfres Standhalten, ein unverzagtes Ringen und Hoffen. Wohl war die Stimmung in den Krankensälen eine ernste, ja beinahe feierliche: vor der furchtbaren Majestät des Todes beugten sich die Herzen; aber mehr als einer unter den Kranken fand Worte warmen Dankes für die Freundlichkeit und die aufopfernde Thätigkeit der Aerzte und des Pflegepersonals. Die beiden großen Stücke der evangelischen Sittlichkeit, die Treue im Beruf und das mutige Ausharren in den Schrecken der Anfechtung, sie ließen sich — Gott sei Dank! — in jenen Tagen auf Schritt und Tritt erkennen.

Aber nicht nur diese beiden Stücke! Sind sie vorzugsweise hervorgetreten unter denen, die unmittelbar mit der Pflege der Kranken und der Bekämpfung der Epidemie (der Desinfektion der verseuchten Häuser und Gegenstände!) zu thun hatten, so begann doch auch in den übrigen Kreisen der Bevölkerung, nachdem der erste Eindruck vorüber war, noch etwas

andres sich zu zeigen als Angst und Schrecken. In geradezu großartiger Weise entfaltete die Nächstenliebe ihre segenspendende Wirksamkeit. Die Handelskammer erließ einen Aufruf zur Unterstützung der Notleidenden: in den ersten vierundzwanzig Stunden waren bereits 184000 Mark gezeichnet. Noch immer fließen die Gaben aus allen Schichten der Bevölkerung, und Anfang Oktober hatte die Sammlung — die von außen einlaufenden Spenden eingerechnet — die Summe von zwei Millionen Mark überschritten.

Verhältnismäßig spät erst regte sich das übrige Deutschland. Es mußte den Hamburger schmerzlich berühren, aus den verschiednen Teilen des Vaterlandes zunächst nur bittere Vorwürfe gegen die so schwer heimgesuchte Stadt zu vernehmen, in der ja manches gesündigt sein mag, deren meist unschuldige Bevölkerung aber doch wohl ein Wort des Mitleids und der Teilnahme verdient hätte. Um so weniger wird es Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Heinrich von Preußen vergessen werden, daß sie die erste war, die ein teilnehmendes Herz uns zeigte und eine fürstliche Gabe spendete. So wenigstens ergiebt es sich aus dem Dankestelegramm des Vorsitzenden der Handelskammer an Ihre Königliche Hoheit, wo von einem bis dahin einzigen Beweis der Teilnahme die Rede ist. Einige Tage darauf freilich brachte der Hamburgische Korrespondent eine Mitteilung, nach der der Bischof von Osnabrück unter allen die erste Liebesgabe gespendet haben sollte. Als dann einmal das Eis gebrochen war, begann der Strom warmer Menschenliebe auch draußen im Reich von Tag zu Tage reichlicher zu fließen. Nicht nur die großen Städte, auch kleinere Ortschaften sind gegenwärtig eifrig bemüht, den Notstand zu lindern. Eine Landgemeinde in der Umgegend Hamburgs, die kaum sechshundert Seelen zählen dürfte, spendete allein sechshundert Sack Kartoffeln.

So ist denn bereits viel Erfreuliches geschehen, aber gegen das massenhafte Elend noch immer nicht genug. Die Linderung der dringendsten Not erfordert täglich ein beträchtliches Kapital, wie man hört etwa zwanzigtausend Mark. Auch für Miete muß gesorgt werden: die in dieser Beziehung eingegangnen Unterstützungsgesuche belaufen sich bereits auf etliche hunderttausend Mark. In welches Elend lassen diese Zahlen blicken! Das ist vielleicht das Betrübendste an der ganzen Epidemie, daß die Seuche vorzugsweise unter der ärmern Bevölkerung gewütet hat. In einer einzigen Straße in dem Arbeiterviertel meiner Gemeinde sind nicht weniger als vierzig durch Cholerafälle in Not gekommene Familien von dem Hilfskomitee für unsern Vorort bisher unterstützt worden! Mögen auch in vielen Fällen Trunksucht und Leichtsinn, Unreinlichkeit und Trägheit, Nachlässigkeit und grobe Unvorsichtigkeit der furchtbaren Krankheit den Weg gebahnt haben, so liegt doch unleugbar viel auch an den schlechten Wohnungsverhältnissen und der mangelhaften Ernährung der Leute. Nicht jeder mag in der Lage gewesen sein, die der verhängnisvollen Röhrenleitung entnommene, für den Hausgebrauch erforderliche Wassermenge durch Kochen unschädlich zu machen. In wie vielen Wohnungen fehlt es doch schon an dem hierzu nötigen Hausgerät! Die für die einzelnen Stadtteile neuerdings überall eingesetzten Gesundheitskommissionen haben in dieser Beziehung haarsträubende Dinge an den Tag gebracht!

Im großen und ganzen hat unsre Bevölkerung nichtsdestoweniger die furchtbare Heimsuchung geduldig hingenommen. Mag auch das von Haus aus phlegmatische Temperament der Niederdeutschen hierzu das Seinige beigetragen haben, so ließ sich doch auch beobachten, wie der Ernst der Zeit auf die sonst so hochgehenden Wogen des Klassenhasses glättendes Oel goß. Nachdem schon im Anfange der Epidemie die Polizeibehörde zu der straffen Organisation der Sozialdemokratie ihre Zuflucht genommen hatte, um mit Hilfe der sozialistischen Vereine in kürzester Frist durch die ganze Stadt ihre Bekanntmachungen verteilen zu lassen, haben sich Mitglieder der sozialdemokratischen Partei den einzelnen Notstandskomitees zur Verfügung gestellt und arbeiten nun mit diesen Hand in Hand. Mag es auch im Verborgnen nicht fehlen an Aeußerungen eines bittern Hasses gegen die Glücklichern, die durch ihre äußere Lebensstellung in der Lage waren, sich besser zu schützen oder durch die Flucht

der Gefahr zu entgehen: zu irgend welchen Ausbrüchen dieses Hasses und öffentlichen Ruhestörungen ist es auch in den schlimmsten Tagen nicht gekommen.

Nicht nur die Entfaltung der beinahe beispiellosen Liebesthätigkeit mag davon abgehalten haben, sondern doch auch das in jenen Tagen mit unwiderstehlicher Gewalt sich aufdrängende Gefühl einer über den Menschen waltenden höhern Macht, der gegenüber wir nichts vermögen mit all unserm Wissen und Können. In dem großen Sterben rings umher, unter der Fülle des Elends, das mit einemmale hereingebrochen war, unter dem allgemeinen Hangen und Bangen, Sorgen und Darben zeigten sich die Aeußerungen eines neu erwachenden, aus den Tiefen der Seele hervorbrechenden religiösen Lebens. Daran konnten auch die Brandartikel des Hamburger Echos nichts ändern mit ihrer frivolen Verhöhnung der Mahnung „Thut Buße!" und mit ihren Lamentationen über das „gemeingefährliche Treiben des Muckertums, das statt die Hände zu rühren (!) sich damit begnüge, Gebete herzuplärren und Gesänge abzuleiern." Die Gottesdienste in den Kirchen, auch die außergewöhnlichen, mit Rücksicht auf die Not der Zeit angesetzten Betstunden an den Wochenabenden, sind nach wie vor stark besucht, wiewohl vor „Ansammlung von Menschen" während der Epidemie gewarnt wird und aus diesen Gründen bereits seit Wochen die Schulen geschlossen sind.

Wem es vergönnt war — etwa in den Krankenhäusern —, an den Kranken- und Sterbebetten unmittelbar mit den von der Seuche Ergriffenen in Berührung zu kommen, um ihnen seelsorgerlichen Trost zu spenden, der fand in den meisten Fällen empfängliche Herzen und erntete nicht selten warmen Dank. Etwa fünfzehn Pastoren der Stadt und Vororte haben zur Erleichterung der Anstaltsgeistlichen freiwillig zu dieser Arbeit sich erboten. Sie haben auf ihren Gängen unsägliches Leid gesehen, aber auch manche schöne Erfahrung gesammelt, aus der sie erkennen konnten, daß trotz aller Verrohung und Verhetzung in der Seele unsers Volkes die Sehnsucht nach dem Ewigen noch nicht erstorben ist und in manchem Manne, dem man es nicht ansieht, ein kindlich frommes Herz schlägt. So ist unter all dem Leid doch auch ein stiller Segen verborgen. Nicht ohne erfreuliche und erhebende Erscheinungen sind Hamburgs schwere Tage dahingegangen. Sie haben gezeigt, daß neben den Mächten des Verderbens doch auch Kräfte des Heils in unserm Volke thätig sind, die wir darum nicht geringer achten wollen, weil sie für gewöhnlich mehr als jene im Verborgnen bleiben. Ed Sch

Zum Wittenberger Fest

Bekanntlich soll der Kaiser die Mitglieder der Generalsynode mit den Worten entlassen haben: „Wir werden im nächsten Jahre miteinander ein schönes Fest in Wittenberg feiern"; und es schlossen sich, wenn ich mich recht erinnere, gerade an dieses Wort große Hoffnungen für die Teilnahme des Kaisers an dem Leben unsrer evangelischen Kirche an. Dieses so dem weitern Publikum zuerst durch ein Kaiserwort gleichsam angekündigte Fest scheint große Dimensionen annehmen zu wollen.

Das Jahr 1892 hat für Wittenberg ursprünglich nur die Bedeutung, das fünfundsiebzigste Geburtsjahr des königlichen Predigerseminars, des Besitzers und Seelsorgers der Schloßkirche, zu sein. Indes mit jener schlichten Feier ist — zufällig — eine andre zusammengetroffen, deren Bedeutung sich noch nicht absehen läßt. Jene Kirche nämlich, die Fürstenkirche, welche — vielleicht — den toten Luther beherbergt, ist eben die, an deren Thüre der Reformator die Thesen anschlug. Diese Thesenthür war im siebenjährigen Kriege in Flammen aufgegangen. Friedrich Wilhelm IV. schenkte 1858 eine eherne, worein die fünfundneunzig Sätze eingegraben sind. Seitdem dachte man oft an eine Erneuerung der ganzen Kirche. Aber erst im Lutherjahre gab das Interesse des nachmaligen Kaisers Friedrich den entscheidenden Anstoß. Trotzdem wurde sehr langsam gebaut; bereits seit 1885 ist die Kirche ihrem Gebrauch entzogen. In diesem Jahre soll sie nun endlich fertig werden.

Schon einmal, im vorigen Herbste, war der Kaiser in der

Lutherstadt. Sein erster Besuch galt der Schloßkirche; und die zur Parade befohlenen Truppen haben bei dem eingehenden Interesse, das der Kaiser für alles zeigte, lange warten müssen. Das fein erdachte gothische Gehäuse der Altargruppe stand noch nicht, wohl aber diese Gruppe selbst: der Herr, dessen Antlitz leider etwas sehr auf Fernwirkung berechnet ist, zur Rechten Petrus, zur Linken Paulus. Man erzählt, daß der Kaiser über diese Anordnung stutzig wurde: „Unsre evangelische Kirche ist auf Paulus gegründet, der sollte rechts stehen.“ Auf die Bemerkung, daß das jetzt nicht mehr zu ändern sei, weil sonst die Apostel vom Herrn hinwegsähen, habe er geantwortet: „Nun, sie waren auch nicht berufen, um nur auf ihn zu sehen, sondern um von ihm auszugehen!“

Der Plan, die Schloßkirche zu einer steinernen Mahnung an das Lutherlied zu machen, spricht sich besonders in dem starken, fast knorrig zu nennenden Turme aus, unter dessen Kuppel in weithin sichtbaren großen weißen gothischen Buchstaben die Inschrift den Anfang des Liedes meldet: Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen. Solange das Gerüst ihn noch umkleidete, wollte das Auge sich nicht recht an das Verhältnis des massiven Turmes zu der fast zierlichen übrigen Kirche gewöhnen. Jetzt will wenigstens die Verdickung des Turmes in der Kuppel nicht gefallen. Man kann in Wittenberg leicht mißtrauisch werden, da das Lutherhaus seiner Zeit mit souveräner Verachtung jedes Stilgefühls erneuert wurde. Schon die Sandsteinbekleidung dieses Gebäudes will nicht recht zu dem Backsteinbau des Daches stimmen. Nun sind gar an die Wände zwei Balkons geklebt, von denen besonders der östliche recht unglücklich aussieht. Das Schlimmste ist doch der den Treppenturm krönende höchst unmotivirte Kuppelbau, allgemein die „Bischofsmütze“ genannt. Ein nun seit Jahren verstorbener (katholischer) Baumeister hat sich das gestattet. Erst als er auch die Pläne zum Umbau der Schloßkirche eingeliefert hatte, verzichtete man auf seine weitere Mitwirkung.

Daß der Turm dieser Kirche die Kaiserkrone tragen sollte, war nach manchen „eine schöne Idee,“ ist aber erfreulicherweise durch die noch schönere, ihn mit dem Kreuze zu krönen, ersetzt worden. Mit seinen wohlabgestimmten bunten Farben bringt das Innere eine bezaubernde Wirkung hervor. Daß die Erinnerung an die Reformation der bestimmende Gedanke des Ausbaus ist, läßt die Ausschmückung leicht erkennen. Die Glasgemälde zeigen die Wappen der evangelischen Städte. Die steinernen Wappen an den Brüstungen der hohen schmalen Emporen repräsentiren die Reformationsfürsten, überlebensgroße Standbilder an den Säulen die Reformatoren selbst, Medaillons zwischen beiden die bedeutendsten Zeitgenossen. Rechts und links vom Altar knien die beiden Kurfürsten, deren nahe Verwandtschaft sich in Körper und Antlitz leider bis zur Ununterscheidbarkeit ausgeprägt hat, alte schwerfällige Figuren, die interessant sind nur durch das schwer zu behandelnde Steinmaterial, aus dem sie gefertigt sind. Wenn auch die Dürerschen Gemälde abhanden gekommen sind, so blieben der Kirche doch noch einige edle Kunstwerke; so die lebensgroßen Reliefbilder Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen, deren ersteres von der Hand Peter Vischers stammt; so auch das ebenfalls von dem Nürnberger Künstler gegossene Grabdenkmal Hennig Gödens, des Propstes der Kirche, das durch eine Krönung der Maria laut dem sonst wertvollen „Führer durch die Lutherstadt“ Gödens „Uebertritt zur protestantischen Kirche“ versinnbildlicht, in Wirklichkeit doch höchstens das Gegenteil.

Vorn vor dem Kanzelpfeiler befindet sich eine alte Grabplatte. Sie macht Luther ein Jahr zu alt. Man hat das früher daraus erklären wollen, daß er und seine Mutter hinsichtlich des Geburtsjahres schwankten. Bemerkt man indessen, daß auch die Monats- und Tageszahlen nicht stimmen, so kann ein Blick auf die gegenüberliegende Grabplatte Melanchthons lehren, daß es sich, wenigstens bei der Angabe der Jahre und Monate, einfach um eine Verwechslung handelt. Aber diese irrige Platte deckt vielleicht auch eine irrige Stelle. Manche behaupten, der Leichnam Luthers sei im Kriege 1546 hinweggeflüchtet worden; und 1885 angestellte Nachgrabungen wurden leider auf Klage des Konsistoriums durch allerhöchsten Befehl verboten.

Nach Abnahme der Parade besuchte der Kaiser die Lutherhalle. Unter ihren reichen Schätzen birgt diese vor allem ein Juwel: ein kleines Cranachsches Lutherporträt aus den Kampfesjahren. Es wird von den Besuchern meist übersehen, deshalb sei hier besonders darauf aufmerksam gemacht; es dürfte das beste Lutherbild sein. An die Seite zu stellen ist ihm höchstens vielleicht noch die in der Stadtkirche befindliche, ebenfalls von Cranach stammende Darstellung des Sakraments des Wortes: Luther von der Kanzel herab auf den Gekreuzigten weisend, ihm gegenüber eine kleine Gemeinde, aus der seine Familie leicht kenntlich wird. Kaum auf einem andern Bilde sind Frau Käthe und die Kinder so ansprechend dargestellt. Die Lebenswahrheit des Bildes illustrirt jene alte Geschichte, die sich an zwei Stiche im Körper Luthers anschließt. Hier hat ein Spanier nach der Eroberung von Wittenberg das Bild des Reformators zweimal durchbohrt mit den Worten: „Auch im Tode noch rast die Bestie!“

Interessant ist in der Reformationshalle auch eine Darstellung der Arbeit der Papisten und der Reformatoren im Weinberg des Herrn; jene verwüsten ihn, diese jäten, säen, pflanzen, bewässern. Einem der Mönche, der besonders eifrig damit beschäftigt ist, Unordnung zu stiften, fallen Spielkarten aus der Kutte. Der Kaiser bemerkte lächelnd: „So etwas dürfte man heute nicht mehr malen.“

Den Hof des Lutherhauses schließen nach Westen und Norden zwei mehr alte als ehrwürdige, noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende Gebäude ein; beide in einer unschönen, ausdruckslosen Bauart errichtet und besonders das Flügelgebäude sehr baufällig. Doch soll es, wie man hört, durch zwei starke Steintreppen vor dem Einsturz bewahrt werden.

Da die hier hausende Seminargemeinschaft als Seelsorgerin der Schloßkirche am Feste in gewisser Weise beteiligt ist und ihr eignes am 1. November stattfindendes fünfundsiebzigjähriges Jubiläum zeitlich ihm so nahe fällt, so dürfen vielleicht einige Worte über sie hier Platz finden. Sind doch manche rühmlich bekannte Männer aus ihr hervorgegangen: Rothe, Steinmeyer, Cremer u. v. a. Ein reiches und mannigfaltiges geistiges Leben ist in diesen alten Räumen gelebt worden. Konsistorialrat Professor Meuß in Breslau und der Liegnitzer P. prim. Ziegler haben hier vor denselben Tischen gesessen, wenn auch zu verschiednen Zeiten. Der Mission sind manche tüchtige Männer aus diesem Hause erwachsen, die jung in fernem Lande ihrem Berufe ein Opfer geworden sind. Der Leiter der Goßnerschen Mission, Professor Plath, trat von hier aus ins praktische Amt über. Und auch die edle Poesie ist nicht leer ausgegangen. Vielleicht erinnert sich der frühere Redakteur der Gartenlaube, Viktor Blüthgen, nicht ungern des alten Hauses, in dem er ein Jahr lang als Kandidat dichtete. Und welcher Lehrer darf diese Stätte sich rühmen! Hier wirkte der ehrwürdige Heubner, hier lehrten Karl Immanuel Nitzsch und Richard Rothe. Und vor allen einen dürfen wir heute nicht vergessen! Das fünfundsiebzigjährige Stiftungsfest — und noch darf der erste Wittenberger Kandidat dem nun fast tausendsten persönlich von jenen ersten Jahren erzählen, als die acht freiwilligen Jäger von 1813 und noch andre acht junge Freiheitskämpfer aus ihrem ungebundnen Soldatenleben in die ernste Vorbereitung auf das Amt hinübertraten. Ueberaus anschaulich und mit warmer, inniger Begeisterung entworfen ist das Bild, das der damals Fünfundzwanzigjährige von dem Treiben um ihn her gezeichnet hat, wie keiner recht Ziele noch Wege kannte und jeder Einfluß auf den noch ungebornen Geist des Seminars zu gewinnen suchte. Da war noch nichts von der bis ins kleinste ausgebildeten Verfassung der heutigen Gemeinschaft vorhanden, die, auf die allein stichhaltigen Prinzipien der Freiheit und der Selbstzucht gegründet, von bureaukratischer Uniformirung und Bevormundung verschont geblieben, sich selbst ihre Vertreter und Beamten wählt und auf ihren „Reichstagen“ selbständig über ihre äußern und innern Angelegenheiten nachdenkt und ratschlagt. Das 1819 verfaßte Schriftstück, auf das eben angespielt wurde, hat sich in den Akten des Sekretariats gefunden und wird zum Jubelfest von der Gemeinschaft herausgegeben werden. Sein Verfasser, der nun in seinem neunundneunzigsten Lebensjahre stehende

Oberkonsistorialrat D. Schmieder, schaut noch mit klarem, ungetrübtem Geiste auf die Zeit zurück, die er vor dreiundsiebzig Jahren beschrieb. Möchte Gottes reicher Segen den treuen, ehrwürdigen Mann für den Rest seiner Tage geleiten!

Dem Feste aber wünschen wir, daß fruchtbare Anregungen von ihm ausgehen möchten und, wenn möglich, etwas von dem Geiste des Reformators. Aber freilich der Geist weht, wo er will, und ist nicht an Steine und Gedächtnistage gebunden!

Bs

Hermann Sudermann

Uebersicht: 1. Frau Sorge; 2. Der Katzensteg und kleine Erzählungen; 3. Die Dramen

1. Frau Sorge

Der ungewöhnliche Erfolg seines Schauspiels „Die Ehre" hatte den jungen ostpreußischen Dichter Hermann Sudermann mit einem Schlage zum berühmten Manne gemacht. Seine früheren Dichtungen waren bei ihrem ersten Erscheinen ziemlich unbeachtet geblieben, und selbst in engeren litterarischen Kreisen war sein Name bis zu dem Abend der Erstaufführung der „Ehre" so gut wie unbekannt. Seitdem ist ihm der Erfolg, der ihm anfänglich Jahre hindurch spröde versagt geblieben war, im reichsten Maße zu teil geworden. Seine halbverschollnen Erstlingsdichtungen feierten eine fröhliche Wiederauferstehung und gehören augenblicklich zu den verbreitetsten und am meisten gelesenen Büchern; sein zweites Schauspiel „Sodoms Ende" rief so erregte und anhaltende Erörterungen hervor, wie sie bei deutschen Dramen eben nicht häufig sind, und heute wird von allen unsern jüngern deutschen Dichtern er ohne Frage am meisten gefeiert und am meisten befehdet. Auch die, die in ihm den Vertreter einer ihnen unsympathischen oder gar gefährlichen litterarischen Richtung sehen, achten in ihm ein kräftiges außerordentliches Talent, und gerade der Umstand, daß er in ganz besonderm Maße den heftigsten Widerspruch und die lebhafteste Abneigung hat erfahren müssen, beweist am besten, daß wir es mit einer ursprünglichen Dichterindividualität zu thun haben, die sich in die üblichen litterarischen Schablonen nicht hineinzwängen läßt. Hat ihn — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe vorläufig dahingestellt — eine sich lärmend und aufdringlich geberdende litterarische Clique für sich in Anspruch genommen, hat fast jede seiner Dichtungen ein erregtes Für und Wider entfesselt, ja ist sein Name geradezu zu einem Parteiprogramm geworden, so geschah das alles ohne sein Zuthun, lediglich kraft der Eigenart seiner Werke und dank der Teilnahme, die ihnen in ungewöhnlich weiten Kreisen zu teil wurde, denn er selbst hielt sich geflissentlich von allen diesen Erörterungen fern, ging unbeirrt durch alles Loben und Schelten seinen Weg weiter und sprach nur als schaffender Künstler zu seinem Publikum, ohne dieses je mit ästhetischen Theorien und litterarischen Reformprogrammen zu behelligen. Wer da weiß, wie schnell bereit sonst unsre Jungen und Jüngsten ihre ästhetische Weisheit auf den Markt werfen, und wie sie zunächst doch nur mit großwortigen Theorien unsre Dichtung revoltirt haben, wird diesen Zug in dem Charakterbilde unsers Dichters nicht unterschätzen. Er selbst hat sich nie und nirgends zu irgend einer Partei bekannt und will und darf darum auch nicht nach Parteimaßstäben beurteilt werden.

Heute, wo so ziemlich alle litterarischen Erörterungen unter dem Zeichen von Schlagwörtern stehen und ein unseliger Parteifanatismus auch in ästhetischen Fragen die Köpfe zu verwirren droht, ist es nicht überflüssig, das ausdrücklich zu betonen, am wenigsten gerade einem Manne wie Sudermann gegenüber, den seit dem Erscheinen der „Ehre" übereifrige Freunde und blinde Gegner wieder und wieder als Naturalisten zu verschreien beflissen gewesen sind: dort in der Meinung, ihm einen Ruhmestitel zu verleihen, hier um ihm ein Brandmal aufzudrücken, dort um ihn einer Partei dienstpflichtig zu machen, hier um ihn eben dieses Parteinamens wegen mit samt den übrigen zu steinigen. Und doch ist uns bei allen Fragen der Kunst mit derlei Schlagwörtern gar nichts geholfen; das Urteil wird nur verwirrt, und eine gerechte Würdigung der einzelnen Leistungen wird natürlich von vornherein unmöglich, wenn man mit vorgefaßten

Meinungen und vollends mit den Maßstäben einer in der Luft schwebenden, jeder klaren Formulirung spottenden ästhetischen Theorie an sie herantritt. Auch für den Dichter gilt die goldne Regel: „Bilde, Künstler, rede nicht"; was er schafft, das schafft er nicht auf Grund von Methoden, die andre Leute mit mühsamer Ueberlegung ausgeklügelt haben, sondern er macht es, weil und wie er es in seiner gottbegnadeten Selbständigkeit kann und muß. Mögen wir hinterher die Schaffensmethode so oder so nennen; steckt nur in dem Werke selbst eine dichterische Potenz, so ist an jenem Namen herzlich wenig gelegen. Es führen viele Wege zum Ziel, und die Methoden sind so mannigfaltig wie die dichterischen Persönlichkeiten. Jeder echte Dichter sieht die Dinge mit seinen eignen Augen und wird sich durch keinerlei ästhetische Doktrin dieses selbstherrliche Recht verkümmern lassen. Auch in der Stoffwahl ist er unbeschränkt und darf sich jedes Dreinreden durch ein schulmeisterliches „du darfst" oder „du darfst nicht" mit Fug und Recht verbitten. Sein sind die höchsten Höhen wie die tiefsten Tiefen der Menschheit, und jeden Versuch, a priori das Stoffgebiet einzuschränken und dem souveränen Schalten mit allem Menschlichen Gesetze vorzuschreiben, kann er getrost mit dem Sprüchlein des alten Logau abwehren:

> Wo hat die Kunst ihr Haus? Das Haus der Kunst ist rund,
> Steht allenthalben so, daß Sonne drüber stund.

Es ist darum die allein fruchtbare Art der Litteraturbetrachtung, daß man sich die einzelnen schaffenden Köpfe auf ihre Art ansieht; die Grundsätze springen dann ganz von selbst heraus, wenn man sie nötig hat. Das gilt insonderheit in allen Zeiten der Gährung und des Uebergangs, wo die Sehnsucht nach neuen Idealen neue Werte und neue Formen hervorbringt, wo ein neues Keimen sich vielfältig regt, und eine neue Kunst unaufhaltsam ans Licht dringt. Das Schicksal des werdenden Baumes vorweg zu bestimmen, vermag keiner, und es wäre thöricht, ihm vorzuschreiben, wie er wachsen solle. Und selbst wenn er verkümmert und abstirbt, so wird er doch nicht unnütz gewesen sein, denn der absterbende Baum mag das Erdreich düngen und einem jüngern, stärkern den Boden bereiten.

Als Sudermanns erste größere Dichtung, sein Roman „Frau Sorge," zuerst erschien, blieb sie, wie schon gesagt, so gut wie unbeachtet; die Romanflut, die jahraus jahrein den Büchermarkt überschwemmt, schien sie hinweggespült zu haben. Erst als der unerhörte Erfolg der „Ehre" die Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter hinlenkte, erinnerte man sich auch wieder dieser seiner Erstlingsgabe, die nun in rascher Folge Auflage um Auflage erlebte und, wenn nicht alles täuscht, ihren Siegeszug noch lange nicht vollendet hat. Und das ist wahrlich kein flüchtiger Tageserfolg, denn das Buch hat nichts, was blendet und reizt, hat nichts von Sensation oder gar von dem muffigen Hautgout des Moderomans an sich; vielmehr ist es eine schlichte, ehrliche, von reifem Ernst getragene und von sittlichem Idealismus durchleuchtete Dichtung, die den Leser aus einer herben Nachdenklichkeit über die Dinge des Lebens so bald nicht wieder losläßt. Das Buch mußte auf alle die, die den Dichter der „Ehre" flugs mit der Etikette des Naturalisten beklebt hatten, geradezu verblüffend wirken, denn hier war nichts, gar nichts, was auch nur von fern an den naturalistischen Katechismus erinnerte: das Thema die Geschichte eines guten, wackern Jungen, in der symbolisch ein Menschenschicksal sich abspiegelt; die Darstellung knapp und klar, von überzeugender poetischer Folgerichtigkeit, sparsam in allem äußerlichen Drum und Dran, immer nur die Hauptsache im Auge behaltend und so sicher zum Ziel schreitend. Kurzum, die ganze Technik von einer ungewöhnlichen Reife und Sicherheit, aber beileibe nicht die Technik des Naturalismus, die bei ihrer mechanischen Nachbildung des Lebens mit innerer Notwendigkeit in eine mühsam ausgeklügelte langweilige Unnatur verfallen muß. Andrerseits freilich steckt in dem Buche auch nichts, was an die herkömmliche Romanschablone gemahnt, denn der Dichter schreibt eben durchaus seine eigne künstlerische Handschrift. Er besitzt in seltenem Grade die Kunst der Beobachtung und der bezeichnenden Wiedergabe, aber nie bleibt er bei dem Kleinkram des Details haften; er benutzt es nur in so weit, als es dichterisch notwendig ist, da sein Hauptaugenmerk un-

verwandt auf die Charaktere gerichtet ist. Nie und nirgends ist ihm daher die intime Behandlung des Details Selbstzweck, sondern sie dient nur dazu, die Charakteristik zu bereichern und zu vertiefen. Er besitzt die feinste Empfänglichkeit für jedes Schwanken der Stimmung und für jedes Dämmern der Gefühlseindrücke, aber er besitzt zugleich den vollen künstlerischen Takt, um den beabsichtigten Stimmungszauber nicht durch ein Zuviel brutal wieder zu zerstören. Er weiß die Heide- und Moorlandschaft seiner ostpreußischen Heimat mit unvergleichlicher Kunst nachzubilden, aber nur sparsam und diskret deutet er den jeweiligen landschaftlichen Hintergrund an, sodaß diese von intimster Naturbeobachtung zeugenden Bilder nie aus dem Rahmen des Kunstwerks herausfallen. Und nirgends ist in dieser Technik ein Tasten und Schwanken wahrnehmbar, sondern gleich dieses erste Buch zeigt durchweg einen eigenartigen geschlossenen Stil, der nicht äußerlich angelernt, sondern geworden ist.

Der Inhalt des seinen Eltern mit schönen Widmungsversen zugeschriebenen Romans ist ein schlichtes, alltägliches Menschenschicksal, das uns rührt und erschüttert, aber versöhnlich und erhebend ausklingt. Schon an der Wiege des Knaben hat die graue Frau Sorge gestanden und seinem Gesicht frühreife, alte Züge aufgeprägt. Gerade als für die Mutter die schwere Stunde kam, war die Familie heimatlos geworden: das schöne Gut war nicht länger zu halten, und der alte Meyhöfer muß mit Weib und Kindern aus dem weißen Hause in Helenenthal hinüber nach dem kläglichen Moorgrundstück draußen auf der Heide, das er mit dem winzigen Rest seines Vermögens erstanden hat. Den Alten hat das Unglück verstört und verbittert; mit sich und der Welt zerfallen, spielt er fortan die Rolle des vom Schicksal verfolgten, von den Menschen verkannten und gehetzten Märthyrers; bald poltert und flucht er, zankt mit den Nachbarn und wettert und tobt im Hause umher; bald wieder bramarbasirt und renommirt er, macht Projekte über Projekte und wird dabei immer fahriger und arbeitsscheuer, bis ihm schließlich durch den Trunk auch der letzte sittliche Halt verloren geht. Die Mutter, zu zart und fein organisirt, auch allzu früh schon an Frau Sorge als treueste Hausgenossin gewöhnt, ist diesem neuen unaufhörlichen Kampf mit der gemeinen Notdurft des Lebens nicht mehr gewachsen; sie vergrämt und verkümmert in hoffnungsloser Resignation, wie eine Blume, die vor Sehnsucht nach Sonnenschein dahinwelkt. In so gedrückter Luft wächst der kleine Paul auf. Der Vater prügelt ihn, die Brüder beachten ihn kaum, und nur die Mutter, die in seinen klugen, ernsthaften Augen ein frühreifes Verständnis für ihren Kummer und das schleichende Elend im Hause ahnt, klammert sich mit ihrer ganzen Liebe und Zärtlichkeit an dieses kleine Menschenkind, das, wie sie schüchtern hofft, ihr dereinst wenigstens einen Schimmer des ersehnten Glückes schenken wird. Und ihre Ahnung, daß dieses echte und rechte Sorgenkind zum Heil und Segen des Hauses heranreifen werde, geht in Erfüllung; doch soll sie selber diese bessere Zeit nicht mehr erleben. Erst nachdem sie die müden Augen geschlossen hat, trifft ein, was ihr vordem in einem tiefsinnigen Märchen offenbar geworden ist: hat Frau Sorge bei einem Kinde Pate gestanden, so nimmt sie dieses Kindes Seele an sich und läßt sie erst wieder frei, nachdem es ihr alles geopfert, was es lieb hat. So spinnt sich denn auch des Helden Lebensgang in Mühe und Arbeit und rastloser Sorge ab; das ganze Leben ein Opfer für andre, das mühselige, freudlose Leben jemandes, der nie recht jung war, und der, wenn er einmal etwas von Lebensfreude zu erhaschen meint, jählings erschreckt zusammenschauert, weil ihm plötzlich die graue Frau dräuend in den Weg tritt. Auch in des Knaben Leben fällt ein spärlicher Lichtschein von Glück und Jugend, und zwar von jenem weißen Hause her, in dem seine Wiege gestanden und das ihm später als das verlorne Kindheitsparadies Tag und Nacht vor der Seele schwebte. Die schöne, gütige Frau, die jetzt dort schaltet, wo einst seine Mutter Herrin war, ist seine Patin, und die Tochter des Hauses, mit der er gemeinsam den Konfirmandenunterricht besucht und vor dem Altar gestanden hat, sie ist die einzige, die in der Seele des weltscheuen, sorgenvollen Jungen wirklich zu lesen versteht und ihm durch ihre liebevolle Teilnahme ein Stücklein Poesie in sein hartes, dunkles Leben hineinzaubert. Aber des Vaters grimmiger Haß gegen die Insassen des weißen Hauses, als die vermeintlichen Zerstörer seines Wohlstands, wirft auch auf dieses Glück seine dunkeln Schatten, und so plackt und plagt er sich jahrein jahraus, ohne daß ihn Frau Sorge der Früchte seines Fleißes froh werden läßt. Sein Werk ists, daß die vom Vater verlotterte Wirtschaft wieder in frischen Zug kommt und die bittere Not von der Schwelle weicht; er ists, der die einst vom Vater erhandelte und flugs wieder zum alten Eisen geworfene Dampfmaschine „die schwarze Suse" zum Leben erweckt; ja er bringt es schließlich sogar zu einem gewissen Wohlstand — aber die graue Freundin seiner Jugend weicht nicht von seiner Seite und läßt ihm keinen Segen der Behaglichkeit grünen. Alles, alles, was er liebte, hat er ihr opfern müssen, aber noch immer hat sie ihm die Seele nicht zurückgegeben. Dazu bedarf es erst noch einer That der Selbstbefreiung, die ihn endlich frei aufatmen läßt, so wie der Mensch es muß, wenn er nicht stumpf werden und verkümmern soll. In jener grauenvollen Nachtstunde, da er in sein eignes Haus den Feuerbrand wirft, damit der blutrote Schein des Vaters Hand lähme, der eben drüben in Helenenthal sein Rachewerk vollbringen will, in jener Stunde, in der er seinen Vater tötet, um ihn vor Schmach und Schande zu bewahren und in der er selbst zum Brandstifter, zum Zerstörer seines mühsam erworbnen Eigentums geworden ist — in jener Stunde ist endlich der Bann gebrochen. Als er zwei Jahre später aus dem Gefängnis in die Freiheit zurückkehrt, da bedarf es zwischen ihm und der leidgeprüften Jugendfreundin keiner Aussprache mehr: sie beide wissen, daß ihnen fortan die böse Frau Sorge nichts mehr anhaben kann.

Nur in ein paar Umrißlinien konnte ich den Inhalt der Geschichte andeuten, denn die äußern Vorgänge treten völlig in den Hintergrund vor der innern Entwicklung des Helden; den Menschen, nicht ihren zufälligen Handlungen gehört unsre Teilnahme, da hier mit bewunderungswürdiger Kunst das epische Grundgesetz „Alles für, alles durch die Personen" erfüllt worden ist. Nicht etwa, daß der Roman handlungsarm ist, sondern im Gegenteil macht schon die Fülle der Geschehnisse ein Wiedererzählen so gut wie unmöglich. Die alte harmlose Lust am Fabuliren ist heute dahin, und damit ist auch das rein stoffliche Interesse an den epischen Dichtungen geschwunden; hier wie im Drama liegt heute der ganze Nachdruck auf den Charakteren, und die komplizirten Seelenvorgänge bedingen naturgemäß an Stelle einer übersichtlichen, ich möchte sagen freskenhaften Handlung eine solche, die mosaikartig aus zahlreichen kleinen und kleinsten Teilchen zusammengesetzt ist. Der Epiker wird und muß deshalb geflissentlich die Details betonen, muß liebevoll auch den unscheinbarsten Aeußerungen des menschlichen Thuns und Handels nachgehen und nicht zuletzt auch die am Detail haftende Stimmung festzuhalten suchen: dadurch erreicht er, wenn anders er ein echter Künstler ist, jene Verbindung von künstlerischer Symbolik und künstlerischem Realismus, in der die eigentliche Zauberkraft der epischen Dichtkunst begründet ist. Und zwar von jeher, denn es ist einer der vielen unbegreiflichen Irrtümer der sogenannten „Modernen," zu meinen, daß jene Verbindung ihre selbsteigne funkelnagelneue Erfindung sei. Das Neue ist vielmehr nur die geflissentliche Uebertreibung der Detail- und Stimmungsmalerei, die bei ihnen mehr und mehr statt des Mittels zum Zweck zum Selbstzweck geworden ist. In Sudermanns Frau Sorge jedoch ist jene Mischung von tadelloser Reinheit; hier ist in der That das schwierige epische Problem restlos gelöst worden. Alle die zahlreichen, liebevoll ausgeführten Einzelzüge verschmelzen in der Seele des Lesers zu einem harmonischen, einheitlichen Bilde; die Personen treten uns in trauliche Nähe; wir spüren in ihnen allen den Odem einer lebendigen Menschenseele. In allen diesen Einzelheiten bis zu der kühnen, mit rücksichtsloser Energie gestalteten Katastrophe ist eben nichts Zufälliges, sondern sie wirken allesamt mit dem Zwange dichterischer Notwendigkeit. Und alles, was geschieht und durch wen immer es geschehen mag, es wirft seinen Reflex auf den Helden des Romans, es dient nur dazu, seine Charakteristik zu vertiefen, uns seine innere Entwicklung, sein Werden und Wollen, sein Mißlingen und Entsagen verständlich

zu machen. Es wäre reizvoll und lohnend, dies des Nähern nachzuweisen, um dabei bei den einzelnen prachtvollen Charakterköpfen und den einzelnen Vorgängen länger verweilen zu können, doch muß ich mich, um die Betrachtung nicht ungebührlich aufzuschwellen, bei diesen Andeutungen bescheiden, aus denen immerhin schon die meisterhafte Technik dieses künstlerischen Realismus erhellen wird.

Und ebenso klar liegt die tiefe künstlerische Symbolik dieser erschütternden Dichtung am Tage. Das Märchen von der Frau Sorge, das dem frühreifen, armen Jungen zur herben herzbeklemmenden Wirklichkeit wird, es spiegelt ein Menschenschicksal, das von Anbeginn war, ist und sein wird bis ans Ende der Tage. Um unzählige Wiegen wankt der graue Schatten, und

— was Frau Sorge da versprach,
Das Leben hat es allgemach
In Seufzen und Weinen, in Not und Plage,
Im Mühsal trüber Werkeltage,
Im Jammer manch durchwachter Nacht
Ach! so getreulich wahr gemacht.

Aber nicht die grau in grau gehaltene Schilderung eines solchen von Frau Sorge gefeiten, der Freude und der Jugend ermangelnden Lebens ist des Dichters Endzweck, sondern die Befreiung von dem Bann und die endliche Erlösung. Und zwar die Befreiung durch treue Pflichterfüllung, durch selbstlose, keines Dankes und keines Lohnes gewärtige Arbeit. Nicht minder aber auch durch die Erfüllung der sittlichen Pflichten gegen sich selbst, indem die Seele sich nicht feige ducken und unterkriegen läßt oder doch, wenns so weit gekommen ist, sich wieder aufschwingt zu der Würde und dem Selbstbewußtsein, ohne die der Mensch verdorrt und verkümmert. Dieser endliche sittliche Sieg des Helden ist der verklärende Lichtschein, der in all die dunkeln Bilder der Not und Sorge hineinfällt, und dadurch ist auch dieser Roman ein Kunstwerk, „darüber die Sonne steht."

W K

Verschiedenes

(Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen) Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Johann Anton Theiner und Augustin Theiner. Bevorwortet von D. Fr. Nippold. Barmen, Hugo Klein. Erste bis dritte Lieferung, je 75 Pfennige.

Es mutet einen ganz eigentümlich an, wenn man von der römischen Kirche, wie sie gegenwärtig ist, einen Blick auf die katholische Kirche zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts wirft. Wissenschaftlicher Ernst, warme Vaterlandsliebe, redliche Bemühung um Gottesdienst und Seelsorge zeigt sich im Westen und im Osten Deutschlands. Bischöfe und Professoren wetteifern, das neue Leben aus dem Schoße der Kirche zu entbinden. In Schlesien wirkt der edle Fürstbischof Joseph Christian von Hohenlohe-Waldenburg (1795 bis 1817) einhellig mit dem deutschgesinnten Teile seiner Geistlichkeit dahin, der bisherigen Unfruchtbarkeit des Gottesdienstes abzuhelfen und durch Einführung der deutschen Sprache in den Gottesdienst „die Gemeinschaft zwischen dem Geistlichen und dem christlichen Volke bei der öffentlichen Gottesverehrung" zu erneuern. Der Professor Anton Theiner in Breslau setzt seine staunenswerte Gelehrsamkeit zu demselben Ziele in Bewegung. Weite Kreise der Laienbevölkerung begrüßen freudig den „ersten Sieg des Lichtes über die Finsternis." Aber nicht lange währt es, so ist die ganze Saat roh darniedergetreten. Hohenlohes Nachfolger, der Fürstbischof Schimonsky, ein Zögling des vor kurzem wiederhergestellten Jesuitenordens, setzt den „demagogischen Umtrieben" seines Klerus ein jähes Ende. Die Staatsregierung, von kurzsichtigen protestantischen Ratgebern übel beraten und jesuitischem Einflusse in ihrem eignen Schoße nachgebend, giebt die edeln Männer und ihre gute Sache preis — der gewöhnliche Gang preußischer Kirchenpolitik in unserm Jahrhundert.

Mitten hinein in diese Bewegung führt uns das Werk, das im Eingange angezeigt ist. Es will die verheerenden Wirkungen des Cölibats in der katholischen Kirche aufzeigen und dadurch helfen, diese zur natürlichen Gottesordnung zurückzuführen. Die Verfasser, Gebrüder Anton und Augustin Theiner, haben freilich nichts erreicht. Die Erneuerung der päpstlichen Macht hatte dank der Arbeit der Jesuiten und der Blindheit der Fürsten schon zu große Fortschritte gemacht. Anton Theiner wurde seiner Professur enthoben und starb als Sekretär der Breslauer Universitätsbibliothek in Armut und Dürftigkeit. Augustin Theiner machte seinen Frieden mit der Kirche und hat als Präfekt des vatikanischen Archivs noch eine reiche Thätigkeit entfaltet. Während des vatikanischen Konzils kam er in den Verdacht, die Oppositionsbischöfe mit Quellenmaterial zu versorgen, wurde von seiner Stellung abgesetzt und der Zugang zum Archiv ihm vermauert.

Das Buch, das der römischen Kirche erklärlicherweise sehr unbequem war, ist, soweit man seiner habhaft werden konnte, aufgekauft und vernichtet worden. Professor Nippold hat sich deshalb mit der Verlagshandlung durch die neue Auflage ein Verdienst erworben. Es erscheint in sechzehn Lieferungen und ist, zwar nicht für junge Mädchen, aber doch für gereifte Christen ernstlich zu empfehlen. Allerdings setzt es wissenschaftliche Vorbildung voraus. Auf den Inhalt näher einzugehen, behalte ich mir vor, bis es vollständig vorliegen wird.

H-Zw

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 42 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Neunte Jahresversammlung des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke
am 25. und 26. Oktober
zu Halle an der Saale

Dienstag, den 25. Oktober, 10 Uhr morgens findet im Gasthof „Stadt Hamburg" die Vorstandssitzung statt, in welcher außer der Erledigung der laufenden Sachen namentlich die auf der Tagesordnung der Generalversammlung stehenden Angelegenheiten vorbereitet werden sollen. Es werden zu derselben die Vorsitzenden der Bezirksvereine, beziehungsweise deren Vertreter, sowie die persönlichen Vorstandsmitglieder und ebenso die Herren Referenten für die Generalversammlung hierdurch eingeladen und bei der Wichtigkeit der zur Beratung stehenden Gegenstände um zahlreiches Erscheinen dringend ersucht.

Mittwoch, den 29. Oktober, 10 Uhr im Gasthof „Stadt Hamburg" Oeffentliche Generalversammlung. Tagesordnung: 1. Begrüßung durch den Präsidenten; 2. Bericht und Rechenschaftsablage durch den Geschäftsführer, beziehungsweise den Finanzausschuß; 3. Voranschlag für das Jahr 1893; 4. Der Entwurf des deutschen Trunksuchtsgesetzes im Lichte der ausländischen Gesetzgebung; Berichterstatter: Herr Oberpfarrer Dr. Martius (Dommitzsch); 5. Wie weit entspricht der dem Reichstag vorgelegte Entwurf eines Trunksuchtsgesetzes den vom deutschen Verein gestellten Anforderungen? Berichterstatter: Herr Bürgermeister Dr. Schmidt (Halle); 6. Die Frage der Entmündigung der Trunksüchtigen, vom ärztlichen und rechtlichen Standpunkt beleuchtet; Berichterstatter: Dr. med. Schmiß (Bonn) und Landsgerichtsrat Dr. Witting (Altona). 7. Wahl eines Geschäftsführers an Stelle des wegen Krankheit ausscheidenden Herrn A. Lammers; 8. Sonstige Wahlen. Zur Teilnahme an der Generalversammlung werden auch Nichtmitglieder sowie Frauen freundlichst eingeladen. Nach der Generalversammlung findet ein gemeinsames Mittagessen in „Stadt Hamburg" statt. Weitere Auskunft erteilt auf Anfrage Herr Pastor Grüneisen in Halle a. S.

Der Vorstand
des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke
G. Struckmann

Im Verlage der
Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg
erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu haben:

Johanna Wolter
Ein Roman aus dem Leben
Von
Emma Gräfin Keyserling-C . . . .
508 Seiten. Brosch. Preis 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Soeben sind erschienen:
Gerh. Uhlhorn, Die kirchliche Armenpflege in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. 1 Mk.
Chr. Schrempf, Eine Frage an die evangelische Landeskirche Württembergs. 1 Mk.
— Akten zu meiner Entlassung. 2. Aufl. 1 Mk.
Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Ein gebild. Mädchen, 23 Jahre, wünscht zur weiteren Ausbildung im Haushalt sowie zur Stütze der Hausfrau in ein Pfarrhaus, am liebsten Thüringens, einzutreten. Gehalt wird nicht beansprucht. Off. an die Exp. d. Bl.

Cand. theol. p. l. c., auch Neuphilologe, sucht vom 1. Nov. ab Stellung als Haus- oder Institutslehrer. Empfehlungen. Off. u. C. F. postlagernd Stargard i. Meckl.-Str. erbeten.

Wohnung

Das geräumige, neu vorgerichtete Parterre (4 Zimmer, 1 Kammer nebst Zubehör) einer von Wald umgebenen Villa in **Kleinzschachwitz** bei **Niedersedlitz** a. d. Elbe (gegenüber Pillnitz, Bahnstation, Dampfschiffverbindung) ist nebst Garten für 450 Mk. jährlich **sofort zu vermieten.**

Frau Marie Weber-Giesecke,
Kleinzschachwitz.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig